Band 847 • 2,00 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

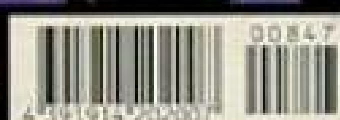
Die große Gruselserie von Jason Dark

Shango

Band 847 • 2,00 DM

Schweiz Fr 2,00 / Österreich S 16

Frankreich F 9,00 / Italien L 2500 / Niederlande f 2,60 / Spanien P 250





Shango

John Sinclair Nr. 847

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 27.09.1994

Titelbild von Les Edwards

Sinclair Crew

Shango

Der Lift hatte gehalten, die Tür war vor mir zur Seite geglitten, und ich konnte die Hotelgarage betreten.

Der erste Schritt.

Der erste Schwindel!

Ich spürte ihn, hatte für einen Moment das Gefühl, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Ich hatte nur eine »normale« Hotelgarage betreten, doch ich spürte sofort, daß sie zu einer Stätte des Bösen geworden war.

Es lag auch an der Kälte, die mich umfing. Eine eigentümliche Kälte, die einen Menschen frieren ließ und die ihm zugleich Angst machte.

Die Kälte des Bösen.

Und dafür gab es einen Namen.

Shango!

Er war hier. Dieser Teufel hielt sich hier versteckt, das wußte ich genau. Nur mußte ich ihn finden, und auch er würde mich finden, denn seinen Befehlen war ich gefolgt wie ein Diener seinem Herrn.

Er hatte mich in diese Garage gelockt, ich hatte ihn gespürt, aber nicht gesehen, weil seine Kraft einzig und allein durch das Kreuz übertragen worden war, denn es hatte mir im Prinzip den Weg gezeigt.

Ich stand vor der Kabine, dessen Tür sich hinter mir wieder zugeschoben hatte.

Mein Blick glitt durch die Halle. Sie war nicht sehr groß. Die Wagen parkten in zwei Reihen vor den grellgelben Wänden und standen sich gegenüber.

Die bunten Plakate an den Wänden irritierten mich. Wenn ich zu lange hinschaute, wirkten sie, als wären sie mit einem schattigen Leben erfüllt worden.

Etwas war auf mich zugekrochen und hielt mich fest. Ich tastete nach meinem Kreuz, es lag normal wie immer auf meiner Hand, aber es war nicht wie immer.

Zwei Gegensätze hielten sich darin auf.

Zum einen die Hitze, zum anderen die Kälte. In der oberen Hälfte war das Kreuz warm, beinahe schon heiß, unterhalb der Mitte kühl, bis es an seinem unteren Ende allein von der Kälte beherrscht wurde.

So etwas hatte ich noch nicht erlebt. Diese Tatsache irritierte mich. Mehrmals ließ ich die Fingerkuppen über das Kreuz gleiten.

Was war mit ihm geschehen?

Es gab eine allgemeine Antwort auf diese Frage. Shango, der Unheimliche aus Haiti, hatte hier seine schreckliche Erbschaft hinterlassen, einen Teil seiner Macht oder Kraft abgegeben, und es war ihm tatsächlich gelungen, das Kreuz zu manipulieren.

Eigentlich hätte ich damit rechnen müssen, denn schon einmal hatte er mich aus der Ferne angegriffen und mein Kreuz erwischt. Der Treffer war trotz allem so hart geworden, daß er mich zu Boden geschleudert hatte, und nur langsam hatte ich mich davon erholt. Unterstützt hatten mich dabei Suko und Abe Douglas, der G-man, aber in dieser Tiefgarage stand ich allein und damit einem Feind gegenüber, der über eine große, schwarzmagische Machtfülle verfügte.

Zum Glück waren nicht alle Lampen eingeschaltet worden, sonst hätten die Wände noch schlimmer ausgesehen. Es reichte gerade aus,

um die Garage überblicken zu können. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Autos boten trotzdem ideale Verstecke.

Ich hatte mich wieder gefangen. Der erste Schock war vorbei. Das Kreuz baumelte offen vor meiner Brust. So konnte ich mich wieder den eigentlichen Problemen widmen.

Meine Schritte waren vorsichtig. Ich schaute mich außerdem bei jedem um.

Die abgestellten Autos bildeten eine multinationale Blechkisten-Parade.

Wo verbarg sich Shango?

Daß er hier auf mich lauerte, stand für mich fest. Er wußte, daß ich sein Feind war, ich wußte es ebenfalls, und es durfte nur einer von uns zurückbleiben.

Shango war gekommen, um zu töten. Für seinen Bruder Cabal, einen fünffachen Mörder, der in einem sicheren Zuchthaus saß, wollte er Menschen vernichten oder ihr Leben einem höhergestellten Dämon bringen, aber auch aus einem zweiten Motiv hervor, denn wir alle, die wir mit dem Fall zu tun hatten, gingen davon aus, daß er seinen Bruder aus dem Knast holen wollte.

Seltsamerweise ging es mir besser, wo ich das Zentrum erreicht hatte. In meinem Hotelzimmer hatte es mich erwischt. Da war ich nach einem schweren Alptraum aus dem Schlaf geholt worden. Dieser Shango war mein persönlicher Feind. Ihm kam es einzig und allein darauf an, mich zu vernichten und sonst nichts.

Keiner betrat die Garage.

Der Lift hinter mir blieb verschlossen. An und in den abgestellten Fahrzeugen bewegte sich nichts.

Die Stille glich einer Belastung, und sie hing wie Blei an mir. Wieder nahm ich meinen eigenen Herzschlag überlaut wahr, ich spürte das Prickeln auf der Haut und blieb stehen.

Mittlerweile hatte ich die Mitte der Garage erreicht. Vor mir standen ungefähr die gleiche Anzahl von Wagen, wie sie sich hinter mir befand. Die Tiefgarage war die ruhigste Insel des Hotels, das viele Stockwerke über mir hochwuchs, aber diese Ruhe war zugleich trügerisch und verdammt gefährlich.

Zwei Leichen hatte Shango auf seinem Weg durch New York bereits hinterlassen.

Frank Orlando und Ginger Hayden. Menschen, die als Geschworene seinem Prozeß beigewohnt hatten. Und er würde weiterhin morden, das stand fest, nur hatte er seit seinem Eintreffen seine Pläne geändert, denn nun sah er in mir seinen Hauptfeind.

In der linken Reihe bewegte sich nichts. Die Fahrzeuge standen in einer fast erdrückenden Ruhe.

Durch manche Scheiben sah ich das rote Licht der eingeschalteten

Alarmanlagen wie winzige Augen schimmern. Die Decke über mir war schiefergrau gestrichen worden. Es roch nach Abgasen und nach Öl.

An der rechten Seite entdeckte ich eine Tür. Wohin sie führte, wußte ich nicht. Im Gegensatz zu der an der linken Wandseite, auf ihr stand das Wort Hotel.

Dann sah ich den großen Geländewagen. Es war ein schwarzer oder dunkelblauer Chrysler, und er stand als letztes Fahrzeug an der rechten Seite. Sein Aufbau ragte über die anderen Dächer hinweg.

Schon beim ersten Blickkontakt hatte ich eine trockene Kehle bekommen und spürte auch den Druck im Magen.

War dieser Wagen das Versteck?

Von der Logik her gesehen, konnte es durchaus so sein. Ich hätte zumindest so gehandelt und konnte mir deshalb vorstellen, daß es Shango auch tat.

Ich warf dem Kreuz einen Blick zu.

Es warnte mich nicht. Kein Flackern, auch kein plötzliches Strahlen, es ließ mich allein.

Je näher ich dem Chrysler kam, um so mehr wuchs er vor mir auf. Er kam mir kantig vor, vielleicht auch böse, was ich mir allerdings auch einbilden konnte, aber ich war gewarnt. Hier liefen Dinge ab, die sonst im Verborgenen ruhten, sich aber blitzschnell zeigen und dann explodieren konnten.

Der Wagen lockte mich.

Seine Stoßstange hatte einen glänzenden Stahlaufbau erhalten, einen Rammer, und die Hörner von vier Hupen verteilten sich auf zwei Seiten des Fahrzeugs.

Eine glänzende Antenne wuchs aus dem flachen Dach hervor. Die Reifen waren an den Außenseiten lackiert worden, die Scheiben leicht getönt. All diese Tatsachen registrierte ich wie nebenbei, aber ich sah keinen Menschen in diesem Geländewagen hocken.

Was allerdings nichts zu sagen hatte, denn ein derartiges Fahrzeug eignete sich auch als Versteck.

Auf die eine Waffe - das Kreuz - wollte ich mich nicht mehr verlassen, deshalb zog ich meine Beretta und behielt sie in der rechten Hand, die Mündung auf das klobige Ziel gerichtet.

Sollte sich jemand im Fahrzeug aufhalten und über den unteren Rand einer der Scheiben schielen, würde er jetzt gewarnt sein und vielleicht reagieren.

Es tat sich nichts.

Hatte ich mich geirrt?

Unterschreiben würde ich es nicht, denn abermals spürte ich, wie eine Flut gegen mich drängte. Da war sie wieder, die verfluchte Kälte, die mein Innerstes ausfüllte. Das Böse umhüllte meine nähere Umgebung wie ein unsichtbarer Nebel. Es würde zuschlagen, es

lauerte, es wartete nur darauf, daß ich nahe genug herankam.

Ich stand an der Fahrertür, aber nicht direkt davor, sondern in einem schrägen Winkel. So schielte ich auch durch die Scheibe, wobei ich mich leicht auf die Zehenspitzen stellte.

Es war dunkel im Wagen, dunkel und leer…

Aber auch harmlos?

Um das zu wissen, mußte ich die Tür öffnen. Seltsamerweise war sie nicht verschlossen, aber in den Staaten liegen die Dinge oft anders. Da gab es viele, Menschen, die ihre Fahrzeuge nicht verschlossen und nur gegen das Wegfahren sicherten, durch eine elektronische Wegfahrsperre zum Beispiel.

War der Griff an der Tür kälter, um den ich meine Hand legte? Das konnte Einbildung sein, aber mein Herzklopfen, das ich als plötzliche Warnung ansah, war es nicht.

Es lag etwas in der Luft.

Ich wollte auch nicht mehr in den Wagen hineinschauen, gab mir einen Ruck und zerrte die Tür auf.

Sie schwang mir noch entgegen, als ich mich gleichzeitig zur Seite warf, um kein Ziel für eine Waffe abzugeben.

Nichts passierte.

Die Tür war aufgeschwungen, sie blieb auch offen und mein Blick fiel in den Fahrerraum.

Sollte ich enttäuscht sein?

Zumindest war ich erleichtert, aber ich mußte auf Nummer Sicher gehen und bewegte mich wieder auf den Geländewagen zu.

Diesmal ging ich näher heran. Ich beugte mich vor und schaute hinein.

Genau in der Sekunde passierte es. Aus dem Fond erschien das Böse in Gestalt eines Monstrums.

Ich sah den grauen Totenschädel, darunter ein Gesicht, und bevor ich handeln konnte, wurde die Rückenlehne des Vordersitzes nach vorn gerammt.

Sie hatte mich einklemmen sollen. Daß ich entwischen konnte, verdankte ich einem Reflex. Ich warf mich zurück, und zwar so wuchtig, daß ich auf die Motorhaube des neben dem Chrysler parkenden Wagens fiel. Es war ein Honda Prelude, dessen Blech unter dem Druck meines Körpers lautstark nachgab.

Ich lag noch auf der Haube, als Shango erschien.

Zum erstenmal sah ich ihn von Angesicht zu Angesicht und erschrak bis ins Mark…

***

War er die Inkarnation des Bösen? Mußte ich es mir so vorstellen in dieser menschlichdämonischen Gestalt? Obwohl er sich schnell

bewegte, kam es mir langsam vor. Eine höhere Kraft verzögerte die Zeit, um mir Gelegenheit zu geben, ihn genau zu betrachten.

Er war unheimlich, fremd, auch deshalb, weil er zwei Köpfe hatte. Einen normalen und einen Totenschädel, der auf dem normalen Kopf saß. Seine Hautfarbe schimmerte bläulich, als hätte sie irgendein Licht eingefangen, um es nicht mehr abzugeben. Das Haar wurde unter dem Totenschädel zusammengedrückt. Ein breites Gesicht war zu erkennen, mit ebenfalls breiten Lippen, die nach vorn geschoben waren. Seine Wangen waren mit Streifen bemalt. Er trug so gut wie nichts, aber er war bewaffnet, und ich sah dieses Mordinstrument zum erstenmal.

Jetzt wußte ich, wie Orlando und die Frau umgebracht worden waren. Mit einer mörderischen Lanze, deren Griff eher einem rindigen Baumast glich. Sie aber hatte eine Spitze, die an die scharf geschliffenen Seiten eines Schwertes erinnerten. Dagegen hatte ein wehrloser Mensch keine Chance, und ich war in diesem Fall wehrlos.

Mich würde die Lanze auf die Motorhaube nageln wie eine Zierfigur, wenn ich nicht wegkam.

Ich wuchtete mich zur Seite.

Die Bewegung katapultierte mich über den Kotflügel des Honda hinweg, und ich konnte mir nur selbst beide Daumen und Zehen drücken, daß ich schnell genug war.

Ich landete am Boden, hörte einen Schrei, kroch weg, und neben sowie über mir wurde das Blech des Wagens durch den Treffer zerstört, was wiederum von einem hellen Reißen und Knirschen begleitet war, aber auch von einem Schrei der Wut, weil mich der Unheimliche nicht geschafft hatte.

Ich war zwischen zwei abgestellten Wagen hindurchgekrochen. Der Raum reichte gerade aus, damit ich mich bewegen konnte.

Erst die Wand hielt mich auf.

Ich suchte ihn.

Shango war nicht zu sehen. Er hatte sich ebenfalls klein gemacht und würde auf eine Chance lauern, mich mit seiner Lanze zu durchbohren. Ich hatte meine Beretta nicht verloren, die Mündung deutete noch in den schmalen Gang hinein, und ich spürte auch den Druck, der auf mir lastete. Es war noch immer das Gefühl, nicht gesiegt zu haben, aber auch die Erwartung, noch besiegt werden zu können, was unweigerlich mit dem Tod geendet hätte.

Er kam nicht.

Ich strengte mein Gehör an. Er mußte zu hören sein. Schleichende Schritte, vielleicht ein Schatten, der sich im Licht bewegte, aber er tat mir den Gefallen nicht.

Das mußte seinen Grund haben. Es war durchaus möglich, daß auch er gespürt hatte, welcher Gegner ihm hier gegenübersaß. Zudem hatte

ich mein Kreuz vor die Brust gehängt, und ein Mensch wie er nahm diese Strahlung sicherlich auf.

Nicht zum erstenmal kämpfte ich in einer Tiefgarage. Ich hatte da meine Erfahrungen sammeln können und rechnete zunächst mit einem Nervenkrieg zwischen uns beiden.

Ich suchte nach einer weiteren Deckung.

Es war kaum eine zu finden. Wenn ich fliehen mußte, dann konnte ich nur über die Kofferräume der Fahrzeuge laufen, was natürlich hinderlich war und meine Schnelligkeit einschränkte.

Wo war der Ausweg?

Wo steckte Shango, und was hatte er vor?

Ich gönnte dem Kreuz einen Blick. Äußerlich hatte es sich nicht verändert, aber das Wechselspiel zwischen Hitze und Kälte war geblieben, und in der Mitte vibrierte das Kreuz leicht.

Ein Schatten irritierte mich. Im ersten Moment wußte ich nicht, wo ich ihn suchen sollte, da ich ihn auch nur aus den Augenwinkeln wahrgenommen hatte.

Dann sah ich ihn an der Decke.

Dort huschte er hinweg, er war nur eine schnelle Bewegung, aber er hatte einen menschlichen Umriß. Zudem faszinierte er mich. Er wuchs von Sekunde zu Sekunde an, er war plötzlich zu einem monströsen Etwas geworden, was ich nicht begriff.

Shango und ich waren allein in der Tiefgarage.

Er konnte den Schatten nicht in dieser Größe werfen, wenn ich seine Gestalt zugrunde legte. Ich warf ihn auch nicht. Hatte sich hierher noch eine dritte Person verirrt, ein Monstrum, ein Helfer von schrecklichen Ausmaßen?

Nein, es war Shango.

Ich sah auch die riesige Lanze. Sie war ein tödliches Zeichen, ebenso wie die gesamte Gestalt dieses verfluchten dämonischen Killers.

Es gab keine logische Erklärung für die Form des Schattens. So mußte ich auf eine unlogische zurückgreifen, die, setzte ich eine gewisse Magie voraus, allerdings wieder logisch war.

Dieser Shango mußte in der Lage sein, seinen eigenen Schatten verändern zu können.

Oder war er selbst zu einem Schatten geworden?

Der Gedanke wollte mir nicht aus dem Kopf. Es wäre fatal gewesen, aber nicht unmöglich. Im Bereich der Magie spielten sich Dinge ab, die mit dem Verstand nicht erklärt werden konnten. Ich mußte mich immer wieder auf neue Gegebenheiten einstellen.

Wohin wanderte der Schatten?

Ich war mittlerweile etwas vorgegangen, um eine bessere Sicht zu bekommen. Der Schatten »klebte« unter der Decke. Er war kompakt, dennoch geschmeidig, er blieb nicht an einer Stelle, ich hörte ihn

trotzdem nicht und konnte mir noch immer nicht vorstellen, weshalb der Schatten an der Decke entlangwanderte und nicht über den Boden huschte. Das entbehrte jeglicher Logik, aber mit der hatte ich bei meinem Job sowieso nicht viel am Hut.

Kam er auf mich zu?

Noch bestand zwischen ihm und mir eine respektable Entfernung. Es sah auch nicht so aus, als wollte er direkt auf mich herabfallen. Kein Angriff, der auf meine Person gerichtet war. Wahrscheinlich hatte Shango doch einen gewissen Respekt.

Ich blieb nicht länger zwischen den beiden Fahrzeugen stehen. Sehr vorsichtig bewegte ich mich auf die Kühlerhaube der Fahrzeuge zu und wartete darauf, daß sich Shango in seiner rechten Gestalt zeigte.

Ein Irrtum meinerseits.

Die Tiefgarage blieb bis auf mich menschenleer. Shango tat mir nicht den Gefallen, aus irgendeiner Deckung hervorzustoßen und mich anzugreifen.

Das wunderte mich, und ich ging wirklich davon aus, daß er zu einem Schatten geworden war. Körperlos, es gab nichts, woran ich mich halten konnte. Ich würde kein Ziel finden, eine geweihte Silberkugel schlug wahrscheinlich hindurch, das war auch alles. Sie kratzte dann an der Decke, aber sie zerstörte den Schatten nicht, der sich von mir entfernt hatte. Wenn ich in die Höhe schaute, sah ich ihn nicht direkt über mir, sondern dort, wo sich die Tür befand, durch die man das Hotel erreichen konnte.

Zufall, gab es einen Grund? Wollte mich Shango aus dem Hotel locken? Ich konzentrierte mich wieder auf das Aussehen des Schattens. Er malte sich als bizarrer Gegenstand an der Decke ab, und ich überlegte, wie ich ihn locken konnte.

Das Kreuz mußte mir helfen. Noch hing es vor meiner Brust und gab den Widerstreit zwischen Heiß und Kalt ab. Die Kette streifte ich über den Kopf. Für einen Moment ließ ich meinen Talisman auf der Handfläche liegen, schielte noch einmal hoch zur Decke und warf das Kreuz aus dem Handgelenk heraus dem Schatten entgegen.

Entweder oder!

Es traf.

Ein Schrei!

Ja, der Schatten hatte geschrieen. Plötzlich tanzte er wie ein Irrwisch. Ich sah mein Kreuz eingehüllt in dunkles Licht, mehr Schatten als Helligkeit, die dann auch riß, ebenso wie der gestaltlose Gegenstand unter der Decke zerstört wurde.

Er löste sich auf und war weg.

Das Kreuz hatte ich längst wieder aufgefangen und stellte fest, daß es eine normale Temperatur angenommen hatte. Es war weder heiß noch kalt, eben normal.

Und der Schatten?

Er tauchte nicht wieder auf. Er blieb verschwunden, als wäre er eins mit den Wänden, der Decke und dem Fußboden geworden. Ich hatte ihn also vertrieben.

So ganz konnte ich mir das nicht vorstellen. Doch, schon, vertrieben ja, aber nicht zerstört. Shango war raffiniert, er war eine Mischung aus Mensch und Dämon. Er hatte das Aussehen eines Menschen und die Kraft eines Dämons.

Eine für ihn geglückte und perfekte Mischung, die auch mir gezeigt hatte, zu was sie fähig war.

Beruhigt war ich trotzdem nicht, auch nicht zufrieden. Ich wollte mehr wissen und begann mit der Durchsuchung. Ich schaute in die Lücken zwischen den geparkten Wagen, weil ich damit rechnete, daß sich der Schatten in eine dieser Deckungen zurückgezogen hatte, doch ich hatte keinen Erfolg.

Bis auf mich war die Tiefgarage leer, was nicht lange anhielt, denn vom Hoteleingang her betrat ein Angestellter die Garage. Er schob einen mit Kitteln behängten fahrbaren Kleiderständer vor sich her und war überrascht, als er mich zu Gesicht bekam.

»Pardon, Sir, aber…«

»Ich wohne hier«, sagte ich.

Der Mann lächelte. »Natürlich, Sir.« Dann schob er den Wagen weiter, schaute sich um und zog dabei ein Gesicht, als würde er mir kein Wort glauben.

Ich nahm den Weg über die Treppe, den der Angestellte auch genommen hatte. Die in der Nähe liegenden Türen führten in verschiedene Räume, auch in eine Wäscherei.

Shango sah ich nicht mehr.

Ich atmete erst auf, als ich mein Zimmer betreten hatte. Das Licht im Raum erhellte auch die Ecken.

Dort war kein Shango zu sehen und auch kein Schatten. Ich hatte ihn vertrieben.

Doch für wie lange?

Keiner wußte es. Aber ich ging davon aus, daß er beim nächsten Angriff schneller sein würde und auch raffinierter…

***

Shango spürte Schmerzen!

Böse, widerliche, grelle Schmerzen, die ihn zerrissen, nein, nicht ihn, dafür seinen Schatten, der zweidimensional war, aber ebenso fühlte wie ein Körper.

Gleichzeitig wallte eine unheimliche Freude in ihm hoch, denn nun wußte er, daß ihm der große Dämon die Möglichkeit gegeben hatte, sich in den Schatten verwandeln zu können.

Bisher hatte er nur darauf gehofft und es noch nicht richtig geglaubt. Nun war der Fall tatsächlich eingetreten. Er bestand aus einem Körper und gleichzeitig einem Schatten und war auch in der Lage, beides getrennt entstehen zu lassen.

Nur der Angriff hatte ihm nicht ins Konzept gepaßt. Zum erstenmal hatte er die Kraft des Kreuzes aus der Nähe gespürt, und er war überrascht gewesen.

Überrascht von dieser irrsinnigen Kraft, die in diesem silbernen Gegenstand steckte, obwohl er sicher war, daß dieses Kreuz noch nicht seine gesamte Macht entfaltet hatte. Es war ihm im letzten Augenblick gelungen, wegzukommen. Als Schatten hatte er sich verflüchtigt und war von seinen Feinden nicht wahrgenommen worden. Welcher Mensch achtete schon auf einen Schatten? Draußen schon gar nicht, wo die Dunkelheit noch immer die Herrschaft ausübte und er sich wieder verwandeln konnte. Er hockte auf dem Boden, nicht mal weit von der Einfahrt zur Tiefgarage entfernt, aber er fühlte den Schmerz in seinem Körper, den der Schatten übertragen hatte.

In ihm brannte es. Ein Feuer, das nicht wärmte, das zerstören wollte, doch er kämpfte dagegen an.

Er nahm es nicht hin, er wollte leben, er wollte sich rächen und daran denken, wie sehr er seine beiden Zustände nun genießen konnte.

Es war einfach herrlich, zu wissen, wie er im Moment der höchsten Gefahr reagiert hatte. Da hatte sich eben sein Körper aufgelöst und war zu diesem Schatten geworden. Der Test war gut gelaufen, er mußte dem Mann mit dem Kreuz eigentlich dankbar sein, obwohl er ihn auf der anderen Seite haßte wie die Pest.

Er würde noch einmal mit ihm zusammentreffen, das stand für Shango fest. Und dann war er in der Lage, die Bedingungen zu diktieren, auch deshalb, weil er nun über seine Fähigkeiten so gut Bescheid wußte.

Er lächelte, als er an Cabal dachte.

Shango liebte seinen Bruder. Er wollte auch, daß beide wieder zusammenfanden, dann aber unter einer Bedingung. Daß er, Shango, die Führung übernahm.

Cabal war ihm zwar in vielem ähnlich, über die große Macht und dämonische Kraft verfügte nur Shango.

Er stand auf.

Die Luft kam ihm so herrlich frisch vor. Er nahm sie genießerisch auf und weitete dabei seine Nasenflügel. Die Augen waren zum Himmel gerichtet, einer dunklen Decke über der Riesenstadt New York, die allmählich erwachte.

Ein neuer Tag begann.

Ein Tag, an dem sich einiges verändern würde. Shango wollte seinen

Racheplan fortsetzen, und er würde dann auf sein eigentliches Ziel zu sprechen kommen.

Wenn sie nach drei Toten nicht reagierten, würde er den Druck erhöhen und eine weitere Spur aus Leichen hinterlassen.

Er lachte.

Er freute sich.

»Ich bin ein Schatten!« flüsterte er. »Ich bin ein Schatten und ein Mensch und ein Dämon. Ich bin alles zusammen. Ich bin die Macht, ich bin die Zerstörung.«

Er war zufrieden, sehr sogar…

***

Ich hatte Suko abgeholt, um mit ihm gemeinsam nach unten in den Frühstücksraum zu fahren, wo Abe Douglas bereits auf uns wartete, denn er hatte mich im Zimmer angerufen.

»Weißt du, wie du aussiehst, John?«

»Sag es lieber nicht.«

»Warum nicht?«

Ich sah in sein lächelndes Gesicht und erwiderte: »Weil ich dich sonst beneiden könnte.«

»Du hast recht. Ich habe tatsächlich gut geschlafen, trotz allem.«

»Wie schön für dich.«

Im Lift war das Licht so hell, daß es meinen Augen wehtat. Geschlafen hatte ich auch, jedoch mit Unterbrechungen. Immer wieder war ich aufgewacht und hochgeschreckt, weil ich einfach das Gefühl gehabt hatte, von einem über mein Bett streichenden, kalten Schatten berührt zu werden. Alpträume über das Erlebte, über das ich auch mit Suko noch nicht gesprochen hatte. Ich wollte es tun, wenn wir mit dem G-man zusammensaßen, so brauchte ich es nicht zweimal zu sagen.

»Was war denn los?« Suko ahnte, daß die Nacht nicht so verlaufen war wie normal. Ich vertröstete ihn auf später, was er auch kommentarlos hinnahm.

Abe Douglas saß bereits im Frühstücksraum, der durch gut verteilte Lampen hell erleuchtet war und im krassen Gegensatz zum Grau des neuen Tages stand. Es würde kein freundlicher Tag werden.

Abe ließ sich von einer großen Kanne Kaffee aufheitern, die er bestellt hatte. Nach der Begrüßung trank er die Tasse leer und sagte: »Es ist schon die dritte.«

»Brauchst du das Zeug?« fragte Suko.

Der G-man grinste schief. »Jemand hat mal gesagt, daß Kaffee die eigentliche Ehefrau eines Polizisten ist.« Er schaute in die Tasse. »Mal kann er gut sein, mal weniger gut, mal sanft, mal bitter. Eben wie eine Ehefrau, aber im Gegensatz zu ihr verläßt er den Bullen nicht. Viele

Ehefrauen aber hauen ab. Sie können das Leben an der Seite eines Polizisten nicht ertragen. Sie müssen in ständiger Angst leben. Sie sehen ihren Mann kaum, sie bekommen Depressionen, und die Polizistenehen, die noch halten, bewegen sich auch im Kreis.«

»Wieso?« fragte ich.

»Weil eben die Frauen nur unter ihresgleichen verkehren und oft genug auch denselben Psychiater konsultieren. Sie treffen sich, sie reden zumeist über den Job ihrer Männer und bestätigen sich gegenseitig darin, wie beschissen er doch ist. Aber das ist in allen Metropolen das gleiche Leid. Ob du New York, L.A., Frisco oder Chicago nimmst. Wir sind immer unten an der Fahnenstange.« Er trank wieder einen Schluck, grinste dann und meinte: »Auch ein Grund, weshalb ich nicht verheiratet bin. Mir müßte es eigentlich gut gehen, was jedoch nicht der Fall ist, denn dieser Tag ist mir schon auf den Magen geschlagen.«

»Weshalb?« fragte Suko.

»Der Grund heißt Bing.«

Suko schaute zu, wie ich ihm und mir Kaffee einschenkte. »Hat er dich schon angerufen?«

Douglas nickte. »Vor einigen Minuten. Ich saß schon hier am Tisch, da meldete er sich. Er will, daß ich in zwei Stunden in seinem Büro erscheine, um einen Schlachtplan festzulegen. Bing will, daß kein drittes Opfer hinzukommt. Die Medien haben bereits Lunte gerochen. Sie wissen, was da ablaufen kann. Bald werden die ersten Schlagzeilen erscheinen, und Freund Bing wird deshalb keine gute Presse haben, denke ich mal.«

»Stimmt.«

»Das kann er nicht vertragen, Suko.«

Ich war zum Büfett gegangen und hatte mir Rührei mit Speckstreifen geholt. Als ich mich setzte, schaute mich Abe Douglas skeptisch an. »Du siehst aus, als hättest du die Nacht im Freudenhaus verbracht, wo du nicht zum Schuß gekommen bist.«

»Eher in einer Tiefgarage.«

»Oh, ist mal was Neues.«

Suko runzelte die Stirn. »Wo hast du gesteckt, John? Tatsächlich in einer Tiefgarage?«

Ich zeigte mit dem Daumen nach unten. »Ja, in diesem netten Hotel, ob ihr es glaubt oder nicht.«

»Dann laß mal hören.«

Ich berichtete, und sie vergaßen zunächst einmal, sich etwas vom Büfett zu holen.

»Das ist doch nicht wahr«, sagte Abe schließlich.

»Leider doch.«

»Dann haben wir es mit einem Menschen und gleichzeitig mit einem

Schatten zu tun?«
»Richtig.«
Er stierte ins Leere. »Und wie sollen wir den fassen? Hast du schon mal über die Folgen nachgedacht, John? Weißt du, daß es für einen Schatten so gut wie keine Hindernisse gibt? Daß er überall hineinkommen kann. Daß er jeden Spalt durchdringt, jede Türritze, daß man ihn nicht hört, daß er absolut lautlos ist?«
»Richtig.«
»Und ihn müssen wir packen.«
»Sag das deinem Attorney.«
Abe lachte, stand auf, holte sich ebenfalls Eier vom Büfett, setzte sich wieder und lachte noch immer. Er schüttelte dabei den Kopf. Dann brach sein Lachen ab. »Wenn ich ihm das wirklich sage, weißt du, was er dann mit mir macht?«
»Nein!«
»Der wird mich einsperren lassen. Am liebsten in dem verdammten Bunker, wo Cabal hockt und ich keinen Schaden mehr anrichten kann. So und nicht anders wird es laufen.«
»Das ist der Punkt«, sagte Suko.
»Was denn?« Abe blickte hoch und schaute in das Gesicht des Inspektors, das dem eines Philosophen glich, der über ein weltbewegendes Problem nachdachte.
»Der Schatten ist ein Problem. Cabal und Shango sind das andere. Sie sind Brüder, denke ich.«
»Ja.«
»Und Shango will Cabal frei haben.«
»Sein Ziel«, bestätigte Abe.
»Als Schatten kein Problem - oder?« Suko hatte seine Stimme verstärkt, saß dann still, schielte aber in unsere Gesichter, die nicht nur nachdenklich, sondern auch allmählich bleich wurden.
Mir schmeckte das Rührei nicht mehr. Ich schob den Teller zur Seite und trank Kaffee. Was Suko uns da gesagt hatte, konnte durchaus zutreffen. Als Schatten konnte jemand auch in eine gesicherte Festung gelangen. Zudem machte es ihm nichts aus, Menschen zu töten, und Shango würde, um sein Ziel zu erreichen, sicherlich die gesamte Belegschaft umbringen, um dann Cabal herausholen zu können. Für uns bedeutete dies, New York zu verlassen, um in diesem Bunker auf Shango zu warten.
Zumindest war das eine Möglichkeit, die wir diskutieren sollten, und ich sprach meine Freunde darauf an.
Sie stimmten mir zu. Nicht gerade fröhlich oder optimistisch, mit dürren, knappen Worten.
»Wie wäre es denn, Abe, wenn du dort einmal anrufst und dich erkundigst, ob alles okay ist?«

»Kann ich machen.« Er überlegte. »So ganz freunde ich mich mit dem neuen Gedanken noch nicht an.«
»Warum nicht.«
»Es ist zunächst eine Spekulation, Suko.«
»Stimmt.«
»Aber Shangos Rachetour ist eine Tatsache. Das meine ich. Wird er sie aufgeben, nur um seinen Bruder aus dem Knast zu holen, oder will er beides? Das kann er auch als Schatten nicht. Er wird seinen Schatten nicht in den Bunker schicken und mit dem Körper hier in New York bleiben. Oder glaubt ihr, daß er dazu fähig ist?«
»Keine Ahnung, Abe. Ich habe auch nur eine Möglichkeit angedeutet, die wir in unsere Rechnung mit einbeziehen sollten.«
»Das ist mir klar, das werde ich auch. Zunächst einmal muß ich mit dem Attorney reden, aber ich werde ihm diese andere Möglichkeit nicht mal andeuten. Er würde mir nicht glauben und mich für verrückt halten. Es gefällt ihm sowieso nicht, daß ich euch habe aus London kommen lassen. Er fühlt sich brüskiert, als wären wir nicht in der Lage, mit unseren Problemen selbst fertig zu werden.«
»Tu das«, sagte ich. »Wie geht es dann weiter?«
Douglas hob die Schultern. »Macht ihr einen Vorschlag.«
»Du wirst uns auf jeden Fall informieren.«
»Das versteht sich.«
»Dann könnte es sein, daß wir zu diesem Zuchthaus hinfliegen. Es liegt in der Nähe von Boston, nicht?«
»Ja, westlich davon. Ziemlich einsam, in einem wald- und sumpfreichen Gelände.«
»Ich bin dafür«, sagte Suko, »daß wir fliegen.«
Abe war es nach einigem Überlegen auch. »Ich muß nur noch für die entsprechenden Papiere sorgen, damit man euch auch hineinläßt. Das ist ein Hochsicherungstrakt. Nicht nur die Insassen der Zellen sind gestört, die meisten Wächter auch. Sie gehen nicht eben sanft mit Menschen um, das haben sie wohl während ihrer Arbeit verlernt.«
Suko winkte ab. »Macht nichts, darauf stellen wir uns ein.«
Douglas schob den Stuhl zurück.
»Ich muß verschwinden. Erreiche ich euch hier im Hotel?«
Ich nickte. »Sicher.«
»Dann bis später.«
»Und viel Glück bei Bing.«
Er lachte nur, als ich ihm diese Worte nachrief. Uns war nicht zum Lachen zumute. Ich zündete mir eine Zigarette an und kümmerte mich nicht um Sukos mißbilligende Blicke, bis mich mein Freund darauf hinwies, daß hier nicht geraucht werden durfte.
»Das hättest du mir auch vorher sagen können.« Ich tunkte die Zigarette in den Kaffeerest und hob die Schultern. »Es sieht nicht gut

aus, Alter, dieser Shango hat immer die Chance, uns stets einen Schritt voraus zu sein.«

»Leider.«

Ich stützte meinen Kopf ab. »Er wird Cabal aus dieser Festung herausholen, da bin ich mir ziemlich sicher. Wir können New York vergessen.«

»Meinst du?«

»Bestimmt.«

Suko erwiderte nichts. Er stand auf und ging wieder zum Büfett. Mir war der Appetit noch immer vergangen. Am liebsten hätte ich mich ins Bett gelegt, tief geschlafen und alles vergessen. Leider kann man nicht immer so, wie man gerne will…

***

Walter Bing und seine Frau Lucie wohnten an der Fifth Avenue, in einer Gegend also, die den Wohlhabenden und Reichen vorbehalten war, denn diese Apartments kosteten eine Unmenge an Miete und waren nur selten zu kaufen.

Die Bings hatten die drei Zimmer in der zwölften Etage gekauft, denn Lucie hatte Geld mit in die Ehe gebracht. Zudem verdiente sie als stellvertretende Chefin einer Werbeagentur gut, war immer top und gehörte zu den Frauen, die sich mit einer gewissen Lässigkeit bewegten und dafür den großen Chic in den Kauf ihrer Kleidung legten.

Eigentlich fing sie erst am späten Vormittag an. An diesem Tag jedoch war sie schon früh aufgestanden. Sie mußte nach Chicago fliegen und einen der ersten Jets nehmen. Ihren Mann würde sie erst in zwei Tagen Wiedersehen, das waren beide gewohnt, und kurze Trennungen machten ihnen nichts aus. Jeder akzeptierte den Beruf des anderen.

Walter Bing saß noch am Tisch, als Lucie in die Küche trat. Sie trug das helle Armani-Kostüm und darüber einen weit geschnittenen Mantel aus Seide. Der Friseur hatte dem blonden Haar einen flotten Schnitt verpaßt, und Lucie wirkte wie aus einem Werbeprospekt für erfolgreiche Geschäftsfrauen.

Bing legte die Zeitung zur Seite. Er lächelte, als er seine Frau sah. Mittlerweile lebten sie schon vier Jahre zusammen, und sie kamen gut miteinander aus.

»Ich werde dann losdüsen. Das Taxi wartet schon.«

»Okay.« Bing stand auf. Er umarmte seine Frau. »Gib auf dich acht und laß es dir gutgehen.«

»Es werden harte Verhandlungen.« Ihre Lippen streiften seine linke Wange. »Und sieh du zu, daß du den verdammten Killer fängst. Am liebsten wäre es mir, wenn ich schon in einer Chicagoer Zeitung eine

Erfolgsmeldung lesen könnte.«
»Mir auch, Lucie.«
»Ich rufe mal an.« Sie griff ihren Koffer, die Tasche hing über ihrer Schulter, und Walter brachte sie noch bis zur Tür. Im breiten Flur stieg Lucie in den Lift. Bevor sich die Türhälften schlossen, schickte sie ihrem Mann ein Lächeln entgegen. Daß es ein Abschied für immer war, ahnte keiner von ihnen.
Der Attorney blieb vor der offenen Wohnungstür stehen. Er wußte den Grund selbst nicht. Irgend etwas hatte ihn gestört oder irritiert. Forschend blickte er sich um, aber der Flur war leer. Es gab keinen Grund für ihn, mißtrauisch zu sein.
In der Wohnung tutete das Telefon. Bing lief hin, hob ab und hörte die Stimme seines Assistenten, die ziemlich aufgeregt klang. »Wann sind Sie im Büro, Walter?«
»Warum?«
»Weil mir die Presseleute die Hölle heiß machen. Ich weiß nicht mehr, wie ich sie abwimmeln soll.«
»Vertrösten Sie die Geier auf den Mittag, Charles.«
»Was soll ich ihnen denn sagen?«
»Lassen Sie sich etwas einfallen, verdammt. Sagen Sie ihnen meinetwegen, daß ich mit neuen Nachrichten und Ergebnissen kommen werde. Ich habe Douglas zu mir bestellt und werde mit ihm reden. Vielleicht bringt es etwas. Wenn nicht, werde ich ihm trotzdem Dampf unter dem Hintern machen, darauf können Sie sich verlassen.«
»Okay, Walter, bis später dann.«
Ärgerlich hängte Bing auf. Seine gute Laune war dahin, der Streß hatte ihn wieder. Wenn er etwas haßte, dann war es Erfolglosigkeit und der Umgang mit der Presse.
Er ging zurück in die Küche. Kaffee war jetzt wichtig. Bevor er sich setzen konnte, hörte er die Türglocke. Neben dem Tisch blieb er stehen und schaute auf seine Uhr. Douglas konnte es noch nicht sein. Vielleicht war es Lucie, die etwas vergessen hatte.
Walter Bing ging zurück. Er schaute auch nicht durch den Spion, öffnete die Tür, wollte etwas sagen, aber das Wort blieb ihm im Hals stecken.
Da stand niemand!
Bing holte tief Luft, um sein ungutes Gefühl zu unterdrücken. Er wußte noch nicht, was er unternehmen sollte, ging dann einen Schritt vor, weil er sehen wollte, ob sich der Besucher oder Lucie irgendwo im Flur aufhielten.
Der Flur war leer.
Aber wer hatte geklingelt?
Warum ihm plötzlich so kalt wurde, konnte er nicht sagen, Einen Temperatursturz hatte es nicht gegeben, die Ursache lag woanders.

War doch jemand in der Nähe, den er nicht sah und nur spürte?
Bing ging langsam zurück, den Blick dabei nach vorn gerichtet. Der Flur blieb leer. Da hatte sich jemand einen Scherz erlaubt. Daß einer an der Haustür geklingelt hatte, nahm er nicht an, denn dort stand ein Aufpasser, der jeden Besucher persönlich anmeldete, die eigene Ehefrau oder den Ehemann ausgenommen.
Bing schloß die Tür und beging dabei einen Fehler. Er hätte nach unten schauen sollen, doch auf diese Idee kam er nicht. Warum auch? So sah er den Schatten nicht, der lautlos unter der Türritze hervor auftauchte.
Walter Bing war schon leicht beunruhigt, als er abermals zurück in die Küche ging. Auf dem Tisch standen noch die Reste des Frühstücks. Konfitüre, Spiegeleier und Toast.
Der Appetit war ihm genommen worden. Selbst die Zeitung interessierte ihn nicht. Statt dessen stellte er sich an das Fenster und schaute hinunter in die Fifth Avenue, über die sich der Autostrom wälzte. Die eleganten Geschäfte hatten noch geschlossen, auch die Restaurants eröffneten erst später, denn reiche Käufer bewegten sich um diese Zeit noch nicht durch diese Gegend.
Bing versuchte, sich auf seine Arbeit zu konzentrieren, was ihm nicht mehr gelang. Dieses Klingeln hatte ihn nervös gemacht. Seit der Killer Cabal verurteilt worden war, lebte er mit einem Gefühl der Furcht. Er wollte es nicht offen zugeben, aber er hatte die Worte des Mannes nicht vergessen. Ein derartiges Schlußplädoyer war einmalig gewesen.
Er änderte seine Blickrichtung, um möglichst viel von der Weite der Stadt einzufangen. Irgendwo in diesem Häusermeer eingetaucht in Dunst und Abgasen - lauerte der Killer, der Shango hieß und schon zwei Menschenleben auf dem Gewissen hatte.
Auch Bing stand auf der Liste.
Der Attorney wußte es und machte sich deswegen keine Illusionen. Er wußte nur nicht, wann er ihn erwarten sollte. Menschen wie Shango waren unberechenbar und schlugen wie der Blitz aus heiterem Himmel zu.
Er mußte gefaßt werden. Abe Douglas sollte Himmel und Hölle in Bewegung setzen. Wenn er noch mehr Hilfe brauchte, okay, er sollte sie bekommen. Bing war bereit, seinen eigenen Egoismus zurückzustellen und allein der Sache zu dienen. Wenn dieser Shango letztendlich gefaßt worden war, würde er es schon schaffen, auch seine Leistung in das rechte Licht zu rücken.
Aus dem rechten Augenwinkel nahm er die Bewegung war. Es war nur ein Hauch, ein Schatten, mehr nicht, aber er paßte nicht in diese Küche hinein.
Bing drehte sich um.
Der Schatten war weg.

Dafür kehrte die Kälte zurück, die er schon einmal an der Tür gespürt hatte. Sie war wie eine Eisdusche, die auch sein Gesicht nicht ausließ, aber schnell wieder verschwand.

Er blickte zur Tür.

Sie war nicht geschlossen und führte in den breiten Flur. Auf der Schwelle tanzte etwas, zog sich wieder zurück, und als Bing diesem Vorgang nachgehen wollte, wobei seine Knie zitterten, da hörte er bereits die leisen Geräusche.

Es war jemand in der Wohnung!

Shango?

Wie ein feuriger Streifen schoß der Name des Killers durch seinen Kopf. Auch ein Zeichen, daß er eigentlich nur an ihn denken konnte, zumindest im Unterbewußtsein.

Bing blieb in der Küche stehen und dachte an seinen Revolver, der im Schlafzimmer lag, versteckt in einer Nachttischschublade. Um den Raum zu erreichen, mußte er die Küche verlassen, durch den Flur gehen, aber das traute er sich nicht.

Da war eine Wand, ein Schatten, ein Hemm- und Hindernis. Er stand nicht tatsächlich dort, Bing bildete es sich ein. Er brauchte nur in den Flur hineinzugehen, es war wie immer. Einfach die Schwelle übertreten, ein Stück weiterlaufen, so locker und…

»Verdammt noch mal!« keuchte Bing. In seiner Kehle stieg irgend etwas hoch, der Magen wollte revoltieren, und er spürte die Feuchtigkeit an den Augen.

Dann hörte er das Summen.

Zuerst dachte er an ein elektrisches Gerät, das nicht abgestellt worden war, bis ihm auffiel, daß dieses Geräusch auf dem Flur erklang.

Und es war auch kein Gerät, das summte, sondern eine menschliche Stimme. Die Stimme des Mannes, eines Fremden, der in die Wohnung eingedrungen war.

Shango?

Schon allein das Denken an diese Unperson bereitete ihm schreckliche Angstgefühle. War er eingedrungen? Hatte er es auch geschafft zu klingeln und dann blitzschnell zu verschwinden?

Walter Bing traute ihm alles zu, und er mußte sich endlich entscheiden.

Der Attorney brauchte es nicht.

Shango kam von selbst.

Und er betrat die Küche des Staatsanwalts wie ein König. Es war seinen Bewegungen abzulesen, daß er sich als Sieger fühlte. ER kam, trug seine Waffe so, daß die breite Spitze drohend auf den Staatsanwalt zeigte.

Bing tat nichts. Er war völlig frustriert und zu einer Statue erstarrt.

Sein Blick galt einzig und allein dieser Gestalt und deren Kopf, auf dem ein Totenschädel seinen Platz gefunden hatte.

Für Bing war es unbegreiflich, denn eine derartige abnorme Horrorgestalt hatte er noch nie zuvor gesehen. Das mußte Shango sein, er war auch ein Mensch, nur kam es Bing nicht so vor, als würde er sich wie ein Mensch bewegen.

Das war ein Mittelding aus Mensch und Monster. Allein das beschmierte Gesicht und die Farbe seiner Haut wiesen darauf hin. So etwas konnte man nur verachten, es mußte vernichtet werden, es war… es war…

Shango summte wieder, und die Gedanken des Staatsanwalts brachen ab. Auch der seltsame Gesang verstummte, dafür fing der Mörder an zu sprechen.

»Das war dein Todeslied«, erklärte er mit einer beinahe sanften Stimme. »Das Lied des Todes…«

Bing schluckte. Er fühlte sich an, als hätte man seinen Kopf in Fett eingehüllt, wobei es besonders dick an seinen Ohren lag, denn er konnte kaum etwas hören. »Sie sind Shango?«

»Ja, ich bin gerufen worden.«

»Was wollen Sie?«

Shango schüttelte den Kopf. Der Schädel fing plötzlich an zu leuchten. Dabei konzentrierte es sich allein auf die Augenhöhlen, die nicht mehr so leer waren. »Zwei sind schon tot«, erklärte er. »Zwei habe ich vernichten können, jetzt stehe ich vor dem dritten.«

Bing nickte, als wäre er mit den Worten einverstanden. Aber er nickte nicht mehr, als Shango den rechten Arm bewegte, eigentlich nur mehr die Hand, was ausreichte.

Glatt und sicher verließ die Waffe seine Faust. Ebenso glatt und sicher fand sie ihr Ziel.

Bing wollte es nicht wahrhaben. Er spürte einen irren Schmerz in der Körpermitte. Er taumelte einen Schritt zurück, bis er an die Tischkante stieß, rücklings auf die Platte fiel und mit einer unkontrollierten Armbewegung die Reste des Frühstücks vom Tisch räumte. Er hörte nicht mehr, wie das Porzellan auf dem Boden zerbrach. Bing war noch nicht tot. Er hatte nur seine Augen weit aufgerissen. So konnte er sehen, wie sich Shango über ihn beugte.

Dessen Grinsen war tödlich.

Plötzlich hielt er wieder seine Waffe in der Hand.

Diesmal zielte er auf einen anderen Teil des Körpers.

Auf den Kopf…

***

Es blieb dem G-man Abe Douglas überlassen, den Toten zu entdecken. Der FBI-Agent wurde mißtrauisch, als ihm auch nach dem

dritten Klingeln niemand öffnete. Bei einem normalen Besuch hätte er nicht so reagiert wie jetzt. Hier aber lagen die Dinge anders, und er forderte zwei uniformierte Kollegen an, die sich darauf verstanden. Türen aufzubrechen.

In der Wartezeit nahm die Nervosität bei Douglas zu. Sie verstärkte sich noch, weil die Kollegen mit dem Schloß der Wohnungstür doch einige Mühe hatten, es letztendlich schafften und der G-man die Wohnung betreten konnte.

»Sie bleiben zurück, bitte.«

»Okay, Sir.«

Abe Douglas lief auf Zehenspitzen. Er wußte schon nach dem ersten Schritt, daß in dieser Wohnung nichts mehr so war wie sonst. Es war das Feeling, das Vibrieren in seinem Kopf, und er zog sicherheitshalber seinen 38er Smith & Wesson.

Den brauchte er nicht einzusetzen, denn ein Toter konnte ihm nicht gefährlich werden.

Walter Bing lag in der Küche. Es mußte der Attorney sein, obwohl er kaum zu erkennen war.

Douglas stand auf der Schwelle, die linke Hand mit dem Rücken gegen die Lippen gepreßt. Diesmal war der Mörder besonders schlimm vorgegangen, denn er hatte seine Waffe gleich zweimal eingesetzt, was eine Identifizierung der Leiche erschwerte.

Auch das unmittelbare Umfeld sah fürchterlich aus, so daß Douglas kaum hinschauen konnte.

Nach einigen Sekunden drehte er sich um. Im Flur hing ein Telefon an der Wand. Die beiden Kollegen schauten zu, wie Douglas die Mordkommission anrief, mit einer Stimme, die einem Fremden zu gehören schien. Dann hängte er den Hörer ein, schaute für wenige Sekunden auf den Fußboden und wählte erneut.

Die Nummer des Hotels hatte er sich notiert. John Sinclair und Suko mußten Bescheid wissen, daß Shango zum drittenmal zugeschlagen hatte…

***

Cabal lag in seiner Zelle…

Ob Tag oder Nacht, er erlebte stets den selben Rhythmus. Hätten die Aufpasser nicht die Lichter im Gang eingeschaltet, wäre alles noch schlimmer gewesen. An diesem Morgen fühlte sich der Mörder nicht wohl.

Er hatte noch einmal im Schlaf Kontakt mit seinem Bruder bekommen. Shango hatte versucht, einen der größten Feinde auszuschalten, was ihm wiederum nicht gelungen war. Aber er hatte fliehen können, und das hatte Cabal auch gefallen.

Er war dann wieder eingeschlafen und erst durch die Helligkeit

geweckt worden.

Jetzt hockte er auf seiner Pritsche, gähnte und strich mit den Handflächen über seine Arme, als wollte er den dort klebenden Schweiß besonders gut verteilen.

Er fühlte sich wohl, und Cabal fragte sich, warum er sich wohl fühlte.

Lag es an seinem Bruder, der sicherlich bald hier erscheinen würde? Oder lag es daran, daß plötzlich dessen Gedanken in seinem Kopf auftauchten und sich zu schattigen Bildern formten?

Selten war der Kontakt zu Shango dermaßen intensiv gewesen, und die Bilder, die Cabal mit geschlossenen Augen sah, formierten sich zu blassen Szenen, aber durchaus erkennbar.

Er sah ein bekanntes Gesicht.

Walter Bing, der Anwalt.

Er stand irgendwo, Shango war bei ihm und tötete ihn. Cabal stöhnte auf. Er erlebte die Szene intensiv mit und lächelte, als er sah, daß Bing sein Leben aushauchte.

Dann waren die Bilder verschwunden.

Langsam öffnete Cabal die Augen, die Lippen hatte er zu einem breiten Lächeln verzogen. Es war gut, es war wunderbar, es war der erste große Schritt zum Sieg.

Er ärgerte sich, als die üblichen Morgengeräusche seine Überlegungen unterbrachen. Die Aufpasser betraten den Zellengang. Sie brachten das Frühstück und sorgten auch gleichzeitig dafür, daß die Gefangenen ihre Eimer leerten.

Die Fäkalien wurden in einen mit Chlorkalk gefüllten Kessel gekippt, der auf einem Rollbrett stand.

Es war eben alles primitiv, aber bewußt so gemacht worden.

Cabal wußte nicht genau, ob heute der Tag des Waschens und des Duschens war. Es spielte für ihn auch keine Rolle. Nur als die Typen vor seine Zelle traten, schüttelte er den Kopf.

»Du hast nichts?«

»So ist es.«

Der Frager grinste ihn an. »Bist du ein Wunder?«

»Mehr als das, Oddie.«

Die Augen des Schwarzen verengten sich. »Mr. Oddie heißt das für dich, du Wichser.«

Cabal kümmerte sich nicht um die Bemerkung. Er sagte: »Bald kommt er zu dir.«

»Wer denn?«

»Der Tod!«

Oddie drehte sich um, ohne eine Antwort gegeben zu haben. Er wollte es nicht mehr, denn im Klang dieser Stimme war etwas gewesen, das ihn hatte frösteln lassen. Er konnte sich plötzlich vorstellen, diesem Mann zu glauben, obwohl er hinter Gittern hockte

und es nicht schaffen würde, sich aus eigener Kraft zu befreien.

Er und seine beiden Kollegen verschwanden. Sie würden bald zurückkehren, um das erste Essen zu bringen.

»Ich habe Hunger!« schrie der Gefangene aus der Nebenzelle. »Verdammt noch mal, ich will essen.«

»Friß dich selbst!«

»Ich schmecke nicht!« Der Mann lachte. Er war ebenfalls ein grausamer Mörder, der es nur auf junge Mädchen abgesehen hatte. Auch er würde die Zelle nicht mehr verlassen, um in der Freiheit zu landen.

Cabal rutschte von seiner Pritsche und sorgte für seine morgendliche Gymnastik. Kniebeugen, das Strecken der Arme, der Kreislauf mußte in Gang gehalten werden.

Hin und wieder warf er einen Blick auf seinen Verband. Dabei grinste er. Daß er sich seinen eigenen Finger abbeißen würde, damit hätte keiner der Aufpasser gerechnet, und alle waren dementsprechend schockiert gewesen.

Die Zeit bis zur ersten Essensausgabe vertrieb sich Cabal, indem er die Zelle durchwanderte. Er kannte natürlich jeden Quadratzentimeter, obwohl er noch nicht lange in diesem Loch steckte. Wenn eine gewisse Zeit vergangen war und er sich gut führte, würde man ihn auch in eine andere Etage verlegen, das war jedem der hier unten Hausenden erklärt worden. Ob es jemals jemand geschafft hatte, wußte Cabal aber auch nicht. So mußte er abwarten und sich von der Hoffnung nähren.

Man brachte das Essen.

Es hatte nie gewechselt. Hartes Brot, dazu Käse und Sirup und eine Brühe, die Kaffee sein sollte, es aber nicht war. Irgendein pflanzliches Zeug, das nach nichts schmeckte.

Die anderen Gefangenen gierten nach dem Fraß. Cabal entnahm es ihren Kommentaren. Er hörte zu den Menschen, die sich beherrschen konnten, zuckte aber doch zusammen, als jemand vor seiner Zelle erschien, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Es war Jorge Gulda, der Oberaufseher, der Chef und gleichzeitig ein Weißer. Viele hielten ihn für einen Sadisten, womit sie wahrscheinlich recht hatte. Guldas Hammerkinn war so weit vorgerückt, daß es einen Eisenstab berührte. Die Haare auf seinem Kopf wuchsen wie ein Schatten, die Flügel der fleischigen Nase zitterten, und seine bleiche Haut sah aus wie gepudert.

Er spitzte die Lippen, als er den Gefangenen ansprach. »Ich habe Dinge von dir gehört, Cabal, die mir gar nicht gefallen haben.«

Der Mörder hob nur die Schultern. Seine leicht bläulich schimmernde Haut hatte einen dünnen Schweißfilm bekommen. »Ich weiß nicht, wovon Sie sprechen, Mr. Gulda.«

»Man hat es mir berichtet.«
»Was denn?«
»He, bezichtigst du meine Freunde der Lüge?« Der Ausdruck im Gesicht wurde noch härter. »Die Kollegen haben davon berichtet, daß du in der letzten Nacht getobt hast. Wohl das erste Durchdrehen, wie? Es kommt bei dir sehr früh.«
»Nein, ich bin nicht durchgedreht.«
»Was war es dann?«
»Ich habe Kontakt bekommen, und er hat mir erzählt, daß er hier eintreffen wird.«
Mit einer derartigen Antwort hatte Gulda nicht gerechnet. Er mußte erst darüber nachdenken. »Von wem sprichst du?«
»Von einem Freund.«
»Der zu dir kommen will.«
»Ja.« Cabals Augen leuchteten, als wären sie mit kaltem Mondlicht gefüllt.
Gulda ging auf das Spiel ein. »Kenne ich deinen Freund?«
»Noch nicht, aber du wirst ihn kennenlernen, denn ein jeder Mensch kommt mit ihm in Kontakt.«
»Ach ja? Wer ist es denn?«
Cabal trat näher an das Gitter heran. »Ich will es dir sagen. Es ist ein großer, ein guter Freund. Es ist der - Tod!«
Gulda zuckte zurück. Das letzte Wort hatte ihn beinahe wie ein körperlicher Schlag getroffen. Er war ein brutaler Mensch, er war ein Leuteschinder, er hatte bei den Marines angefangen und war dort entlassen worden, zwar nicht unehrenhaft, aber immerhin, sie hatten ihn nicht mehr haben wollen und ihn auf diesen Posten abgeschoben.
Er war jetzt vierzig Jahre alt, er kam ins Nachdenken, und wenn er etwas haßte, dann war es das Gespräch über den eigenen Tod. Er war ein Mensch, der gern lebte, und der Tod paßte nicht in diese Terminologie. Den ließ er außen vor.
Gulda haßte es, wenn überhaupt vom Ende gesprochen wurde, das war ihm auch jetzt anzusehen, als er tief Luft holte und die rechte Hand ballte.
»Ich kann dich aus der Zelle holen und totschlagen, Killer, dann hast du deinen Tod. Und ich kann es in meinem Bericht als Unfall hinstellen. Wenn einer von uns tatsächlich sterben sollte, früh sterben sollte, bist du es und nicht ich. Hast du verstanden, Killer? Du wirst es sein.« Er deutete auf sich. »Nicht ich!«
Cabal ging wieder zurück. »Ich habe es vernommen.«
»Dann sag was.«
»Ich glaube es nicht.«
Gulda heulte auf, sah jedoch ein, daß er sich beherrschen mußte. »Gut, Hundesohn, gut«, sagte er und nickte. »Du willst dich nicht

bekehren lassen, aber ich habe Zeit, viel Zeit. Ich werde dich bald aus deiner Zelle holen, dann unterhalten wir uns beide unter vier Augen. Und ich bin gespannt, ob du danach noch immer so redest.«

Guldas Begleiter grinsten. Sie wußten genau, wie die Unterhaltung mit dem Chef aussah. Sie würden den Gefangenen später in die Zelle schleifen müssen.

Noch ließen sie ihn allein. Er hörte, daß sie sich zurückzogen, ohne ihm das Frühstück gebracht zu haben. Es war ihm auch egal.

Cabal ließ sich auf seiner Pritsche nieder. Sein Mund zeigte ein Lächeln. Er wußte genau, daß sich die Zeit der Gefangenschaft dem Ende näherte. Dieser vor ihm liegende Tag war der entscheidende.

Wie gut, daß es einen Shango gab…

***

Ja, auch wir waren entsetzt, bleich, steckten voller Wut und Zorn auf diese Bestie Shango. Wir standen in der Wohnung des Attorney, hatten uns dort in eine Ecke verdrückt und wollten auch nicht von den Reportern und Fotografen erwischt werden, die als Meute eingetroffen waren, denn der Tod des Staatsanwalts hatte sich blitzschnell herumgesprochen.

Wir saßen im Schlafzimmer zusammen. Zwischen uns stand ein schmaler Tisch aus der Artdéco-Zeit. Zu ihm paßte auch der große Spiegel an der beigegestrichenen Wand.

»Diesmal war er besonders brutal«, sagte Suko leise.

Ich stimmte ihm zu. »Shango muß ihn gehaßt haben.«

»Wegen Cabal.«

»Sicher.«

»Denkst du an den Richter?«

»Er wird bereits bewacht.«

Suko hob die Schultern. »Ob das was nutzt, ich weiß es nicht. Wenn ich mir vorstelle, daß Shango auch als Schatten erscheinen kann, nutzt auch keinè Bewachung. Mir will zudem nicht in den Kopf, wie diese Zweiteilung seiner Person überhaupt möglich ist. Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

»Ich habe es zumindest versucht«, gab ich zu und drehte den Kopf zur Seite, weil ich mein blasses Gesicht nicht unbedingt im Spiegel sehen wollte.

»Was kam dabei heraus?«

»Nichts.«

»Das dachte ich mir.«

»Ich habe ihn gesehen, Suko, und ich sah auch den alten grauen Totenschädel auf seinem Haupt. So etwas muß einen Grund haben. Ich könnte mir vorstellen, daß seine magische Verwandlungsfähigkeit etwas damit zu tun hat, sage ich mal.«

»Ja, möglich.«

»Cabal und sein Bruder stammen aus Haiti. Dir brauche ich nicht zu sagen, daß die Magie auf dieser Insel fröhliche Wiederauferstehung feiert. Wir haben so etwas erlebt. Zumindest Shango muß einen Weg gefunden haben, um sich diese Kraft nutzbar zu machen. Er war wohl derjenige, der besonders stark dafür empfänglich war. Er hat sich einem mächtigen Dämon geweiht und von ihm entsprechenden Schutz erhalten.«

»Warum das Morden?«

»Für seinen Herrn und Meister, Suko.«

»Könnte hinkommen.«

Die Tür wurde geöffnet und sehr schnell wieder geschlossen. Abe Douglas hatte das Schlafzimmer betreten. Er sah verschwitzt aus, die Krawatte saß längst nicht mehr korrekt. Die Augen zeigten einen wütenden und gleichzeitig müden Ausdruck, der mehr in die Verzweiflung überwechselte, denn eine Spur hatten die Fachleute der Mordkommission nicht gefunden. Es war wie bei den vorherigen Taten, nur hatte Shango diesmal zweimal zugestoßen.

»Es ist die Hölle«, sagte der G-man. »Manhattan hat mal wieder seine schaurige Sensation und die Vertreter der Medien stürzen sich darauf. Der Attorney war eine bekannte Größe in dieser Stadt.«

»Er war verheiratet, nicht?« fragte ich. »Zumindest macht die Wohnung einen derartigen Eindruck.«

»Ja, seine Frau weiß nur nichts davon. Sie befindet sich auf dem Weg nach Chicago, wie ich hörte. Man wird es ihr sagen, wenn die Maschine gelandet ist.« Douglas hob die Schultern. »Es ist einfach schrecklich. Man fühlt sich so hilflos und ausgeliefert und ist dabei zwischen die Backen einer Presse geraten, die uns vernichten kann. Der Killer ist ein Mörder, ein Mensch und gleichzeitig ein Schatten.« Abe schlug gegen seine Stirn. »Das muß man sich mal vorstellen.«

»Und er hat ein Ziel«, sagte ich.

»Ja, aber welches? Cabal freizubekommen und…« Wieder wurde die Tür geöffnet. Ein Mann verlangte nach Abe. »Da ist jemand für Sie am Telefon, Mr. Douglas.«

»Wer ist es?«

»Ich weiß es nicht?«

Abe nickte uns zu. »Bin gleich wieder da.«

Er ließ uns allein. Suko sagte: »Abe ist fertig. Der zweifelt beinahe an sich selbst.«

»Das sehe ich auch so. Aber was sollen wir machen? Nichts, wir können gar nichts tun. Shango hält die Trümpfe, Shango spielt sie aus und präsentiert uns seine grauenvollen Taten.«

Suko nickte und stellte mir gleichzeitig eine Frage. »Hast du denn überhaupt Hoffnung?«

»Wie kommst du darauf?«
»Du bist der einzige von uns, der ihm je von Angesicht zu Angesicht gegenüber gestanden hat.«
»Das stimmt wohl.«
»Hast du da keine Chance gesehen?«
»Ich weiß nicht, ob ich meine Rettung letztendlich dem Kreuz zu verdanken gehabt habe. Tatsache ist, daß es unter den Einfluß des Killers geraten war. Es war heiß und zugleich kalt. Das habe ich an ihm noch nicht erlebt. Es ist eine neue Erfahrung, und ich frage mich, ob sie zur Hoffnung Anlaß gibt?«
»Kaum.«
»Eben.«
Abe Douglas kehrte zurück. Diesmal stieß er die schwarze Holztür so wuchtig nach innen, als wollte er sie mit der Klinke gegen die Wand donnern. Er schaute uns an, und wir sahen sofort, daß etwas passiert war. Er kam vor, die Tür fiel wieder zu.
»Dieser Anruf… dieser…«
Ich unterbrach ihn. »Shango?«
»Ja.«
Ich ballte die linke Hand zur Faust. Nicht weil ich so zornig war, ich hatte eher den Eindruck, daß mit diesem Anruf einiges in Bewegung gesetzt worden war und gewisse Dinge jetzt vorangingen.
»Er gab den Mord zu, er freute sich sogar. Er sprach von dem dritten Opfer, und er redete auch von einem vierten, das dem dritten bald folgen würde, worauf er sich nicht einmal nur auf die Menschen beschränkte, die mit Cabals Verurteilung etwas zu tun hatten. Nein, er würde auch andere vernichten. Das alles hat er mir gesagt und mir gleichzeitig erklärt, daß es an uns liegt, dies zu verhindern.«
»Wie hat er es sich vorgestellt?«
»Wir müssen seinen Bruder freilassen, John.«
Es war nicht mal überraschend gekommen. Suko und ich hatten uns so etwas gedacht. Ob allerdings das Morden danach beendet war, wagte ich zu bezweifeln, und Abe dachte ähnlich.
»Was machen wir?« murmelte er.
»Wir gehen darauf ein«, sagte ich.
»Tatsächlich?«
»Zumindest zum Schein.«
Douglas verzog die Lippen. »Und dann?«
»Ich kann nicht in die Zukunft sehen.«
»Eben, ich auch nicht.«
Suko wurde seine konkrete Frage los. »Hat er Bedingungen gestellt, was die Freilassung seines Bruders angeht? Hat er vorgeschlagen, wie so etwas ablaufen soll?«
»Das hat er nicht.«

»Will er das?«
Der G-man hob die Schultern. »Ich denke schon, und ich bin zudem sicher, daß er mich noch einoder zweimal anrufen wird. Wie dem auch sei, wir haben uns darauf einzurichten.« Er ging zum Spiegel und lehnte sich mit dem Rücken gegen die blanke Fläche. »Wichtig für uns ist, daß wir nicht mehr in New York bleiben. Wir müssen hier weg. Wir fliegen nach Boston und fahren von dort zu diesem Bunker.«
»Wo er auf uns wartet?«
Douglas lachte. »Das können wir nur hoffen. Ich gehe schon davon aus, daß er dort sein wird. Er muß ja gewisse Dinge überprüfen. Wie er sich allerdings verhält, steht in den Sternen. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß er uns umbringen will. Wir sind seine Feinde und haben seine Pläne gestört. Wenn Cabal frei ist, gibt es nichts, was ihn daran hindern kann, zusammen mit seinem Bruder weiterzumorden.«
»Und genau das ist das Problem«, sagte ich.
»Ändere etwas daran, John.«
Es war leichter gesagt als getan. Ich zumindest konnte es nicht. Vor mir lag nicht der richtige Weg, denn den mußte uns dieser mörderische Killer erst noch zeigen. Aber nicht durch eine neue Bluttat.
Durch seine Brutalität und Menschenverachtung befand sich eine Bestie wie Shango immer im Vorteil.
Abe Douglas hob die Schultern. Es war das Zeichen für unseren Rückzug. »Ich denke mal, daß wir hier nicht mehr viel verloren haben. Reporter werden uns kaum über den Weg laufen. Sie sind abgedrängt worden, und wir können das Haus durch einen Hinterausgang verlassen. Danach habe ich mich ebenfalls erkundigt. Der Hausmeister wird uns die Tür öffnen. Er wartet bereits.«
Im Flur nahmen wir den Lift. Zwar wurden wir entdeckt, es flackerten auch einige Blitzlichter auf, aber die Meute wartete hinter einer Absperrung, zudem hatten wir uns abgewendet.
Der Lift stoppte weich und federnd in der Halle. Während der Fahrt wurden die Bewohner oder Besucher mit Musik berieselt. Mich störten an diesem Tag die süßlichen Melodien. Ich hätte am liebsten in die Lautsprecher getreten.
Douglas winkte den Hausmeister herbei. Der Mann kam angelaufen. Er schwitzte und war nervös.
Daß sich in »sein« Haus ein Killer geschlichen hatte, konnte er nicht begreifen, und er sprach immer wieder davon, wie schrecklich es auch für ihn war.
Durch den zweiten Ausgang erreichten wir einen Hinterhof, wo Bäume auf kleinen Inseln wuchsen, die extra zwischen den Steinen angelegt worden waren.
Durch eine grüne Tür gelangten wir in die Tiefgarage und von dort

aus wieder ins Freie. Auch hier warteten die Geier, aber wir verdrückten uns.

Erst im Wagen atmeten wir auf. Abe Douglas, der hinter dem Lenkrad saß, drehte sich. »So, ich werde die Tickets bestellen. Hoffentlich packen wir es noch. Der Flug dauert nicht lange, wir werden dann einen Leihwagen nehmen und ans Ziel fahren.«

»Das einsam liegt.«

»Und wie, John.«

Der G-man telefonierte. Ich ließ meinen Blick durch die Gegend wandern. Ich sah die Fifth Avenue mit ihren teuren Läden, in deren Scheiben sich die ebenfalls teuer gekleideten Passanten spiegelten, die nach immer mehr Waren Ausschau hielten, als gäbe es kein Elend in der Welt. Die einen lebten so, die anderen vegetierten dahin, und zwischen ihnen bewegte sich ein unheimlicher Killer, halb Mensch, halb Schatten.

Ich fragte mich, ob wir jemals die Chance kriegten, ihn zu stellen…

***

Jorge Gulda schaute auf den soeben aufgelegten Hörer und sah, wie seine von den Fingern hinterlassenen Schweißflecken allmählich verblaßten. Ja, er hatte geschwitzt, er hatte sich auch über den Anruf dieses G-man geärgert und noch mehr darüber, daß dieser Mann hier bald wieder antanzen würde, zudem in Begleitung zweier Kollegen aus England, zwei angeblichen Spezialisten.

Gulda haßte diese Typen. Er hatte während seiner Militärzeit und leider auch jetzt noch zu viel mit irgendwelchen Besserwissern zu tun gehabt. Mit sogenannten Psychologen, die in seinen Augen nicht mehr als dumme Laberer waren und für jede Tat eine Entschuldigung suchten.

Ausgerechnet Cabal wollten sich die Kerle vornehmen, ausgerechnet ihn, mit dem Gulda einiges vorgehabt hatte. Das konnte er jetzt vergessen, denn wenn diese Leute Cabal nach der Behandlung sahen, würden sie Fragen stellen, die für Gulda unangenehm werden konnten. Er hatte es manches Mal übertrieben und hatte bisher nur Glück gehabt, daß man ihn nicht an den Pranger gestellt hatte.

Gulda war sauer. Er dachte nach, er schwitzte. Er schaute durch das Fenster mit dem Panzerglas, sah die noch kahlen Zweige der Bäume, aber das erste Grün zeigte sich bereits.

Er war so mit seinem schrecklichen Job verwachsen, daß er sich über gar keine Jahreszeit freuen konnte. Ihm war es egal, ob die Sonne schien, ob der Frost die Natur erstarren ließ.

Was sollte er tun?

Er hockte hinter seinem wuchtigen Schreibtisch, dessen Holz von dunklen Flecken bedeckt war. Sie stammten nicht nur aus verlaufener

Tinte. Manche erinnerten auch an das Blut eines Menschen.

Sollte er Cabal vergessen? Sollte er seinen Plan durchführen oder kneifen?

Es war nicht seine Art. Aber er mußte auch zugeben, und das tat er nicht gern, daß dieser Cabal ein besonderer Gefangener war. Er zählte zu einer Sorte, die Gulda nicht mochte. Vor allen Dingen deswegen nicht, weil sie ihm irgendwo über waren.

Er würde nie zugeben, daß er sich vor Cabal fürchtete, doch so etwas wie ihn hatte er hier noch nie einsitzen gehabt, und die Worte des Mörders waren nicht ohne Eindruck bei ihm geblieben.

Er hatte vom Tod gesprochen, der bereits auf der Lauer lag. Einfach nur so, oder steckte mehr dahinter?

Gulda wußte keine Antwort. Er hätte gern mehr gewußt. Um das zu erreichen, mußte er mit Cabal reden.

Jorge Gulda griff zum Hörer und rief Oddie, seinen Vertrauten unter den Untergebenen, an. Oddie meldete sich sofort. »Soll ich ihn bringen, Jorge?«

»Ja, sofort.«

»Gut, wird erledigt.«

Auf Oddie konnte sich Gulda verlassen, auf die anderen weniger, aber Oddie stammte aus seiner alten Kompanie. Beide hatten sie schon im Dreck gelegen.

Aus einer Blechschachtel holte Gulda eine Zigarre. Es war dieselbe Schachtel, in der Cabals abgeschnittener Finger lag. Ihn hätte Gulda gern dem Killer ins Maul geschoben, und er hätte es bei diesem Verhör sicherlich getan.

Jorge riß ein Streichholz an, schaute sekundenlang in die Flamme und brachte sie erst dann an das Ende der Zigarre heran, als das Feuer schon seine Finger ansengte. Gulda nahm es mit einem Grinsen hin. Er war eben ein harter Knochen.

Die zweite von ihm gepaffte Wolke stand noch als Rauchballen in der Luft, als Oddie die Tür aufstieß und den Gefangenen regelrecht über die Schwelle schleuderte.

Cabal hatte einen Stoß in den Rücken bekommen und konnte sich kaum auf den Füßen halten. Erst am Schreibtisch konnte er sich abstützen. Oddie war ihm nachgeeilt. Er wollte ihn am Kragen fassen und herumwuchten, um ihn gegen den Schrank aus Metall zu schubsen, der schon einige Beulen aufwies, aber Jorge hob die rechte Hand und sagte: »Laß' es bleiben, Oddie, wir wollen unseren Freund doch nicht verletzen.«

»Hä?« Oddie stand da und begriff nichts. Sein Gesicht zeigte einen dummen Ausdruck.

»Du kannst gehen, Oddie. Wenn ich dich brauche, werde ich dich rufen, mein Bester.«

»Klar, Serge, klar.« Er redete Gulda noch immer an wie früher beim Militär.

Oddie verschwand, und Gulda konzentrierte sich auf Cabal, der mit auf dem Rücken gefesselten Händen vor dem Schreibtisch stand. Die Handschellen, die sie hier verwendeten, bestanden aus besonderem Stahl. Ihre Ringe schnitten tief ins Fleisch.

Nicht weit entfernt stand ein Stuhl. Ein klobiges Ding mit harter Sitzfläche, aber hier sollte sich auch niemand ausruhen. Gulda paffte und schaute Cabal durch den Rauch hinweg an. Er mußte sich erst auf ihn einstellen, was ihm schwerfiel.

Gulda schaffte es nicht, diesen Killer einzuschätzen, und er war ehrlich genug, um sich einzureden, daß er aus ihm nicht schlau wurde. Dieser Mensch hatte etwas an sich, das Gulda frösteln ließ. Von ihm ging - so abgedroschen es klang - eine Kälte aus, die Gulda widerlich fand.

»Ich habe über dich nachgedacht«, sagte er.

Cabal grinste.

»Willst du nicht wissen, zu welch einem Schluß ich gekommen bin?«

»Sie werden es mir sagen.«

»Ja, das werde ich.« Gulda stäubte die Asche ab. »Ich bin zu keinem Ergebnis gekommen.«

»Ihr Problem.«

Der Mann lachte. »Ich will aber eine Lösung haben. Das bin ich so gewohnt.«

»Was wollen Sie wissen?«

Gulda legte den Kopf schief und grinste. »Es ist nicht so einfach.« Er malte mit der Fingerspitze Kringel auf den Schreibtisch, immer um einen eingetrockneten Blutfleck herum. »Weißt du, daß wir uns im Prinzip eigentlich ähnlich sind?«

»Nein.«

»Du hast gekillt, ich auch.«

»Wen haben Sie umgebracht?«

»Ich war beim Militär, das muß genügen. Habe auch im Golfkrieg mitgemischt und bin dann bierhergekommen.« Er schaute auf seine Fingernägel. »Ein derartiger Job füllt einen Mann wie mich nicht aus. Ich bin immer auf der Suche nach etwas Neuem, denn ich hasse es, wenn das Leben zu eintönig verläuft. Deshalb hat es mich auch interessiert, was du über den Tod gesagt hast.«

Cabal schwieg.

Gulda fuhr fort. »Könntest du dich darüber nicht näher auslassen?«

»Warum?«

»Mich interessiert der Tod.«

»Du wirst ihn erleben!«

Hätte Gulda das ein Gefangener vor einer Stunde gesagt, er hätte ihn

an die Wand genagelt. Jetzt aber grinste er nur, und das sah ebenfalls nicht gerade echt aus. »Wie meinst du das?«

»Du wirst sterben!«

Gulda paffte wieder. »Das ist immerhin etwas. Ich frage mich natürlich, wann und wie das geschehen wird. Kannst du mir da einen Hinweis geben?«

»Sicher. Du wirst umgebracht. Von einem gewissen Shango.«

»Ach. Den Namen habe ich nie gehört.«

»Er ist mein Bruder.«

»Wie schön - und weiter?« Gulda ärgerte sich darüber, daß er die Antworten ernst nahm, aber er konnte nichts dagegen tun.

»Shango haßt es, daß ich hier eingesperrt wurde. Er sorgt dafür, daß ich rauskomme, und er wird all diejenigen töten, die gegen mich waren. Shango ist unfaßbar.«

»Äh… das ist schwer.«

»Er ist ein Mensch und ein Dämon.«

Gulda überlegte. Die Asche fiel von der Zigarre und landete auf dem Schreibtisch. Warum stehe ich nicht auf, packe ihn und schmettere ihn gegen die Wand. Nein, ich sitze hier und höre mir sein Gefasel von einem Bruder an, der angeblich ein Dämon sein soll. Der größte Schwachsinn, den man sich nur vorstellen kann.

War es wirklich Schwachsinn?

Gulda geriet ins Grübeln, denn so eine Selbstsicherheit hatte er noch bei keinem Gefangenen erlebt.

Er kam sich beinahe vor, als wäre er der Gefangene.

»Kann ich gehen?«

»Nein!«

»Was willst du noch?«

Gulda paffte wieder. »Erzähl mir mehr über deinen Bruder. Er scheint ja ein interessanter Mensch zu sein.«

»Und ein Dämon.«

»Ja, auch das!«

»In unserer Heimat hörte er mein Flehen um Hilfe. Er kam, er ging nach New York und hat dort getötet. Merk dir den Namen, Gulda. Er heißt Shango. Solltest du einen Bekannten oder Freund in New York wohnen haben, dann nimm den Hörer und rufe ihn jetzt an. Er wird dir meine Worte bestätigen, denn über Shangos große Taten werden die Zeitungen ebenso berichtet haben wie über die meinen.«

Gulda zögerte. Er wußte nicht, ob er zum Narren gehalten wurde oder nicht.

Cabal nickte ihm zu. »Rufe an. Tu dir selbst den Gefallen. Du wirst es bestimmt nicht bereuen.«

Gulda zögerte noch einen Moment. Er kannte tatsächlich jemand, der in New York lebte. Es war eine Frau, mit der er einmal ein Verhältnis

gehabt hatte. Sie arbeitete als Verkäuferin in einem Supermarkt, meistens nachts. Wenn er Glück hatte, war sie zu Hause. Die Telefonnummer hatte er in sein Notizbuch geschrieben. Er holte es hervor, blätterte es auf und hatte die Zahl bald gefunden.

Cabal beobachtete ihn genau, als er wählte. Um seinen Mund hatte sich ein Grinsen gelegt.

Der Aufpasser beherrschte sich nur mühsam. Er kam sich vorgeführt vor, so etwas haßte er. Wenn jemand einen anderen vorführte, dann war er es. Seine Gedanken brachen ab, als er Ritas Stimme hörte. Sie klang brummig wie immer, aber auch verschlafen. Er hatte sie wohl aus dem Bett geholt.

Im Hintergrund hörte er Geräusche. Wahrscheinlich lief der Fernsehapparat. Rita gehörte zu den Frauen, die stundenlang in die Glotze schauen konnten, ohne später zu wissen, was sie gesehen hatten.

»Ich bin es - Jorge!«

Rita überlegte. »Wer?«

»Jorge.« Er räusperte sich. »Jorge Gulda.«

Sie hatte begriffen, das hörte er auch. »Was? Du?« Sie holte Luft. »Du wagst es, mich anzurufen, nachdem du mich hast sitzenlassen, du Hundesohn!« Rita war in Form geraten. Gulda kannte ihre berüchtigten Schimpfkanonaden, die prasselten wieder auf ihn nieder, die Frau hatte sich nicht geändert, und er stellte sich die Frage, wie es möglich gewesen war, daß er es überhaupt so lange bei ihr ausgehalten hatte. Sie hielt ihm seine Taten vor, sie beschimpfte ihn weiter, was auch Cabal hörte, dessen Grinsen noch breiter wurde, doch auch Gulda schoß zurück.

»Halte endlich mal dein verdammtes Maul!«

Die Sprache verstand Rita. Sie verstummte. Er hörte ihr kratziges Räuspern. »Okay, was willst du? Sag nur nicht, daß du zu mir zurückkehren möchtest.«

»Nicht sofort.«

»Aha.«

Gulda hörte sie Luft holen. Bevor sie wieder anfangen konnte, sagte er schnell: »Ich will dich nur etwas fragen.«

»Was denn?«

»Ähm… es geht um einen Killer.«

»Bist du blöd?«

»Nein, wirklich, es geht um einen Killer. Du müßtest darüber Bescheid wissen. Du lebst in New York. Er soll dort morden. Die Sache muß ziemlich schlimm sein. Soviel ich weiß, hat es schon mehrere Tote gegeben, die auf sein Konto gehen.«

»Stimmt.«

»Was?«

»Das mit dem Killer. Aber verdammt noch mal, was habe ich denn damit zu tun?«

»Nichts, Rita nichts.« Gulda befürchtete, auf die falsche Bahn zu geraten. »Du sollst mir nur bestätigen, daß die Polizei jemand jagt, der mehrere Morde begangen hat. Das müßte schließlich in den Zeitungen stehen. Auch in der Glotze wird darüber berichtet, und vor ihr hockst du ja oft genug, denke ich.«

Rita überlegte. Sie gähnte dabei und stimmte schließlich zu, daß es in den letzten Tagen einige Morde gegeben hatte, was für New York nichts Neues war.

»Gefaßt hat man den Killer nicht - oder?«

»Was weiß ich? Ruf die Bullen an. Sonst noch was?«

Gulda fühlte sich genötigt, doch etwas Nettes zu sagen. »Na ja, manchmal brauche ich dich schon.«

»Hör auf, du Schaumacher. Was du brauchst, ist eine, die dir die Füße putzt.«

»Aber ich…«

»Ruf mal wieder an, wenn du Lust hast.« Nach diesen Worten legte Rita auf.

Das tat auch Gulda, und er schaute den Apparat nachdenklich an, bevor er Cabal zunickte. »Du scheinst recht gehabt zu haben. Ja, ich denke es mir.«

»Stimmt.«

Gulda überlegte eine Weile. »Warum das alles? Warum killt er die Menschen, Cabal?«

»Es geht um mich. Man sperrt mich nicht ein. Alle, die damit zu tun haben, werden vernichtet. Ich werde nicht mehr lange in diesem verdammten Verlies hocken, das schwöre ich dir. Ich komme raus, es gibt keine andere Möglichkeit. Ich komme raus, dann sind wir zu zweit, und es wird weitergehen, ich garantiere es.«

Gulda hatte genau zugehört. Er war ein Mann, der sich nicht leicht erschrecken ließ. Er war durch zahlreiche Höllen gegangen, er hatte sich mit Feinden herumgeschlagen, die auch alle Tricks beherrschten, doch er war immer um eine Spur besser gewesen, um überleben zu können. Das alles stand fest, sonst hätte er diesen Job nicht annehmen können. Dieser Woorie Cabal aber war anders.

Mit dem kam er nicht zurecht, und Gulda fragte sich tatsächlich, ob ihn dieser Mann faszinierte oder ihm Angst einflößte. Er wußte es nicht. Jedenfalls kam er mit ihm nicht zurecht, und er glaubte auch, so etwas wie Furcht zu spüren.

Cabal genoß die Situation. »Jetzt überlegst du? Du weißt nicht, was du sagen sollst.«

»Stimmt nicht.«

»Es ist kein Bluff gewesen.«

»Das glaube ich dir sogar, aber ich sage dir etwas, Cabal. Noch niemals ist es jemandem gelungen, einen Gefangenen aus diesem Bunker zu befreien. Niemals, verstehst du?«

»Es gibt immer ein erstes Mal.«

»Nicht hier.«

»Mein Bruder ist anders, Gulda. Er ist gefährlich, er ist tödlich, er ist dämonisch. In ihm steckt all das, was mir versagt geblieben ist. Auch ich habe es versucht, aber im Gegensatz zu mir hat es Shango geschafft. Es gibt keine Mauer, die ihn aufhalten könnte. Sei sie noch so dick oder so hoch.«

»Kann sein.«

»Du glaubst es nicht!«

Gulda schaute in die funkelnden Augen und schwieg. Er wußte wirklich nicht, was er glauben sollte.

Es war alles so verdammt anders in diesem Fall. Eine Type wie Cabal hatte er noch nie erlebt. Die Unsicherheit in ihm wuchs, und er räusperte sich.

Cabal redete weiter. »Dann will ich dir noch etwas sagen.«

»So? Was denn?« Gulda schaute Cabal an, dessen Augen einen seltsamen Glanz abstrahlten.

»Er ist bereits in der Nähe. Ich spüre ihn. Er ist hier. Er hat die Mauern überwunden.«

»Nein!«

»Doch!«

»Niemand gelangt hinein, ohne daß wir es merken.«

Cabal lächelte überheblich. »Shango ist kein Niemand. Er ist ein Mächtiger. Er ist ein Götze, ein Dämon. Er kann alles, hast du mich nicht verstanden?«

Der Aufseher kam mit diesen Antworten nicht mehr zurecht. Er schluckte einige Male, schüttelte dann den Kopf und winkte ab. »Ich werde dich wieder in deine Zelle bringen lassen.«

»Ja, tu das.«

Gulda wollte noch etwas sagen, er hatte es wieder vergessen. Statt dessen zitierte er Oddie herbei, der sehr schnell kam und etwas enttäuscht war, Cabal so normal sitzen zu sehen.

»Schaff ihn wieder weg!«

»Gut, Serge. Und dann?«

»Wir werden sehen.«

Oddie zerrte Cabal hoch, der keinen Widerstand leistete und sogar lächelte. Bevor er über die Schwelle geschoben wurde, drehte er noch einmal den Kopf. »Du weißt Bescheid, Gulda. Merke dir alles, was ich dir gesagt habe. Merke es dir gut.« Mit einem letzten Lachen verschwand er. Oddie hatte ihm einen Stoß in den Rücken versetzt.

Gulda blieb allein zurück. Seine Zigarre war verloschen. Er nahm sie

aus dem Ascher und zündete sie wieder an. Dabei schaute er auf seine zittrigen Hände.

Wie ein altes Weib, dachte er. Du zitterst wie ein altes Weib…

***

Die Zellentür knallte hinter Cabal zu, und Oddie bedachte den Gefangenen mit einem letzten, wütenden Blick. Er hätte ihn am liebsten in das Verlies hineingeprügelt, das jedoch hatte er sich nicht getraut. Es war alles anders gekommen, selbst Gulda, dieser harte Hundesohn, hatte vor Cabal gekuscht und ihn behandelt wie einen Gast. Irgend etwas mußte da zwischen den beiden vorgefallen sein, mit dem der Aufpasser nicht zurechtkam. Er winkte Cabal mit den Handschellen zu. »Die sind speziell für dich, mein Freund. Daran werde ich dich irgendwann aufhängen.«

Cabal blieb cool. »Du wirst gar nichts tun, Oddie, gar nichts.«

»Ach. Und warum nicht?«

»Weil du bald tot sein wirst. Mausetot. Er wird dich vernichten.«

Der Wächter hatte zugehört. Er war nicht blaß geworden, nur wütend, doch er hielt sich zurück. Da war eine innere Stimme, die ihn warnte. Schweigend machte er kehrt und stapfte polternd davon.

Cabal lächelte spöttisch. Er setzte sich wieder auf seine Pritsche und streckte sich. Er schaute die Mauern an. Sie waren dick und schmutzig, sie waren für die Ewigkeit gebaut worden, dachten die anderen. Aber sie irrten sich gewaltig. Auch Mauern wie diese konnten einen Mann wie Shango nicht aufhalten.

Shango war ein Dämon geworden. Shango hatte das Erbe übernommen. Shango besaß den Schädel, nach dem er so lange gesucht hatte. Shango war einfach der Schatten.

Und er war in der Nähe.

Das spürte Cabal genau. Sie waren verwandt, sie standen untereinander in Verbindung. Auch eine räumliche Trennung hatte daran nichts ändern können.

Nicht zum erstenmal stellte sich Cabal die Frage, wann Shango zuschlagen würde.

Heute noch? Oder morgen? Am Tage? In der Nacht? Es war egal, Cabal wollte nur raus.

In der Nebenzelle wurde gepfiffen. Dort hockte jemand, der alle Farbigen haßte. Er wünschte ihnen die Pest an den Hals und noch vieles mehr. Ihn sollte sich Shango auch holen.

Das Pfeifen brach ab.

Cabal war froh darüber. Er brauchte jetzt Ruhe, er wollte versuchen, einen Kontakt zu bekommen.

Shango würde ihn nicht im Stich lassen und ihm eine Nachricht übermitteln.

Er durchwanderte sein Verlies und tat es mit dem Gefühl eines Menschen, der Abschied nahm. Ja, er würde nicht mehr zurückkehren, Shango würde alles ändern. Sie würden dann zu zweit losziehen und sich dem großen Dämon gegenüber sehr dankbar erweisen.

Wieder hörte er das Pfeifen.

Diesmal allerdings anders. Es tönte durch sein Gehirn, es war wie ein schrilles Signal, und Cabal zuckte zusammen, denn er hatte das Geräusch identifiziert.

Er kannte es.

Wo er stand, ließ er sich fallen und landete auf dem Rand seiner Pritsche. Dort blieb er hocken. Das Pfeifen tönte durch seinen Kopf, es war der Signalpfiff von früher, eine Erinnerung an die Kindheit und natürlich an die Jugend.

So pfiff nur einer - Shango.

Er war da!

Endlich…

***

Jorge Gulda blieb allein in seinem Büro zurück und hatte das Gefühl, ersticken zu müssen. Was ihm da durch diesen Cabal gesagt worden war, stieß bei ihm an die Grenze.

Es war einfach nicht mehr zu fassen, zu erklären, mit dem Verstand nicht zu begreifen.

Es stimmte trotzdem!

Genau diese Überzeugung ließ ihn erschaudern. Er wußte, daß Cabal recht hatte, aber wie sollte er das erklären?

Jorge Gulda war überfragt. Er kam damit nicht zurecht. Sein gesamtes Lebensbild war aus den Fugen geraten, die Vektoren stimmten nicht mehr. Sie liefen in Richtungen, über die er nicht mal nachgedacht hatte. Ja, er kannte sie, er hatte davon gehört, aber wer glaubte schon an Dämonen? Er nicht. Man konnte hin und wieder weiße Mäuse sehen, doch Dämonen und der Glaube an sie waren doch zwei verschiedene Dinge. Da mußte man schon zu den Spinnern zählen, zu denjenigen Typen, die nichts anderes im Sinn hatten, als sich mit diesem Geister- und Teufelskram zu beschäftigen.

Er tat so etwas nicht.

Er hatte sich auf die Realitäten verlassen, auf sein Soldatentum, auf den Stahl der Waffen, denn das war für ihn echt und nicht irgendwelche Spinnereien.

Bis heute.

Da war alles anders geworden. Da kam es ihm schon in den Sinn, sich mit gewissen Dingen zu beschäftigen, denn die waren ihm nicht grundlos gesagt worden. So etwas saugte man sich nicht aus den Fingern, abgesehen von Schriftstellern, aber das war Cabal nicht.

Er war ein Killer, ein Mörder, ein Tier in der Gestalt eines Menschen, und er war so verdammt sicher, daß er diesen Bunker verlassen würde, so verdammt sicher.

Gulda drosch seine Faust auf die Schreibtischplatte. Einige Gegenstände fingen an zu tanzen, blieben auf der Platte und rutschten nicht zu Boden. Er war wütend über Cabal und über sich selbst, denn er hatte sich von diesem zweibeinigen Tier regelrecht fertigmachen und einwickeln lassen.

Cabal hatte alles übernommen, Cabal war derjenige gewesen, der hier das Kommando übernommen hatte. Eigentlich hätte jetzt sein Blut frisch auf dem Schreibtisch kleben müssen. Es gab keinen neuen Fleck. Nichts. Er war gegangen, einfach so.

Gulda stand auf. Er mußte etwas tun, sonst wurde er noch verrückt, er würde die Gefangenen ihre Zellen putzen lassen, er würde sie scheuchen und fertigmachen, er würde…

Er tat gar nichts.

Gulda blieb in der Mitte seines Büros stehen und kam sich vor wie ein Fremder in einem fremden Raum.

Dabei war er hier zu Hause. Ihm gehörte das alles. Es war sein eigenes Reich, es war…

Kälte erwischte ihn…

Gulda fror nicht, er schauderte leicht zusammen. Mit einer sehr langsamen Bewegung drehte er sich um und schaute auf das Fenster, durch das nicht der leiseste Luftzug drang, und doch hatte er dieses kalte Gefühl verspürt. Er konnte es sich nicht erklären.

Auch unter der Tür drang es nicht hervor, der Steinboden hatte sich ebenfalls nicht verändert. Die Kälte war möglicherweise von innen gekommen, weil er sich zu stark mit diesen anderen Dingen beschäftigt hatte. Da war das Unterbewußtsein schon stärker gewesen.

Dennoch war es ihm unheimlich, und er fühlte sich wie jemand, der in seinem eigenen Büro beobachtet wurde. Augen, die er nicht sah, starrten ihn an. Sie glotzten, sie forschten, sie waren kalte Lichter, die auf ihn lauerten, und als Gulda wieder ging, da glichen seine Bewegungen mehr einem Taumeln.

Plötzlich hörte er das Zischen, dann die Stimme.

»Ich bin da!«

Gulda schwieg. Er stand da, hielt den Mund weit offen und begriff erst mal nichts.

»Ich bin da!«

Wieder diese Stimme, die er noch nie zuvor gehört hatte. Sie war fremd und trotzdem mußte sie auch auf irgendeine Art und Weise vertraut sein. Hatte Cabal nicht von seinem Bruder berichtet? Von einer Gestalt, die weder durch Mauern noch andere Hindernisse davon abgehalten werden konnte, einen Plan in die Tat umzusetzen.

Shango!

Welch ein Name. Gulda wollte sich ablenken, deshalb dachte er über diesen Namen nach.

Shango - ein Versprechen, ein böses Omen, das der Leibhaftige selbst geschickt haben mußte.

Wieder floß die Kälte über seinen Rücken. Plötzlich wußte er, daß ihn Cabal nicht angelogen hatte.

Shango war in der Nähe, er hatte die Mauern durchbrochen, die Alarmanlagen lächerlich gemacht, und er war nicht zu sehen, sondern nur zu hören.

Auch damit kam Gulda nicht zurecht.

Er stand in seinem Büro und drehte sich um die eigene Achse. Er kannte den Raum in- und auswendig, er hatte ihn bisher geliebt, nun war er ihm fremd geworden, weil etwas anderes in ihn eingedrungen war, das er nicht fassen und begreifen konnte.

»Wo bist du, verdammt?« Gulda erschrak über sich selbst, daß er es tatsächlich fertiggebracht hatte, mit jemandem zu sprechen, der nicht in der Nähe war.

»Immer bei dir…«

»Wo, verdammt!«

»Schau dich um!«

Gulda blickte sich um. Er stierte in die Ecken, er starrte gegen die Decke, die Wände interessierten ihn ebenfalls, nur von Shango hörte er nichts mehr.

Er ging zur Tür.

Urplötzlich verspürte Gulda das dringende Bedürfnis, diesen unheimlichen Raum zu verlassen, in dem er seines Lebens nicht mehr sicher war, denn das andere, Unerklärliche bedrohte ihn. Sein Blick war fest auf die Tür gerichtet, und dann stoppte er schon nach dem zweiten Schritt.

Auf der Tür zeichnete sich etwas ab.

Es war ein Schatten, der verzerrt aussah, doch Ähnlichkeit mit einem menschlichen Körper aufwies.

Es gab einen Kopf, einen Rumpf, es gab die Arme und auch die Beine. Der Schatten reichte von einem bis zum anderen Ende der Tür.

Er tat nichts.

Keine Bewegung, eine völlige Stille. Er hatte sich darauf spezialisiert, nur einfach dort zu sein und zu lauern. Abzuwarten bis sein Gegenpart etwas tat.

Gulda aber traute sich nicht. Auf einmal kehrte das zurück, was er schon längst vergessen gehabt hatte. Es war das Gefühl der Angst, der unmittelbaren Bedrohung, die sich in ihm festsetzte und auch die Funktion seines Herzschlags beeinflußte, denn er fühlte sich plötzlich beengt.

Der Schatten tat nichts.

Er war nur da, und er gab Gulda Zeit, ihn sich genau anzusehen. Der Mann stellte fest, daß etwas mit dem Kopf des Schattens nicht stimmte. Da war einiges von den Proportionen her in Unordnung geraten, denn dieser Kopf war im Vergleich zum Körper viel zu hoch und auch zu unproportional.

Es sah so aus, als wäre auf den normalen Kopf noch ein weiterer draufgesetzt worden.

Und dieser zweite veränderte sich.

Gulda starrte ihn aus weit geöffneten Augen an. Den Mund hatte er aufgerissen. Er konnte einfach nicht begreifen, was da ablief, es wollte ihm nicht in den Sinn, denn dieser Schädel nahm in der Tür eine Gestalt an.

Er festigte sich.

Gulda erkannte einen grauen Totenschädel mit zwei großen Augenhöhlen, in denen plötzlich ein unheimliches Licht oder Flackern lag. Die Augen waren einzig und allein auf ihn gerichtet, als wollten sie ihm Befehle geben. Gulda kam damit nicht mehr zurecht. Er selbst schüttelte den Kopf, ohne daß es etwas half. Er war einfach nicht in der Lage, zu reagieren. Er traute sich auch nicht an die Tür heran, aus Furcht, daß der andere Schädel ihn angreifen würde.

Die Lippen des Mannes zuckten, doch es war kein Lächeln, das seinen Mund umspielte.

Er ging zurück.

Weg von diesem Kopf, weg von diesem Körper. Er konnte nicht mehr hinschauen, und er strich an seinem Schreibtisch vorbei, bis er das Fenster erreichte.

Dort mußte er zwangsläufig stehenbleiben.

Er hatte die Arme halb angehoben, die Hände waren gespreizt, als wollten die Finger irgend etwas zerreißen.

Sie taten nichts, Gulda tat nichts. Dafür aber handelte der verdammte Schädel.

Sein Maul bewegte sich.

Kein Knochen knackte oder schabte dabei. Dieser Vorgang geschah nahezu lautlos, und Gulda sah dort, wo sich das Maul befand, ein Loch, aus dem etwas hervorquoll.

Wie dicker, roter Schleim klatschte es zu Boden und blieb als Spritzer liegen.

Rote Flecken.

Blut…

Gulda schluckte. Er wollte nicht hinsehen, konzentrierte sich wieder auf den Schatten.

Den aber gab es nicht mehr.

Eine leere, völlig normale Tür bot sich seinen Blicken, aber das

glaubte Gulda nicht mehr. Er glaubte überhaupt nichts, er glaubte auch nicht an einen Alptraum, an eine Halluzination, denn beides ließ keine Blutflecken zurück.

Cabal hatte recht behalten.

Shango war da.

Und er würde diesen Bunker in eine Hölle verwandeln…

***

Es hatte alles wunderbar geklappt. Vielleicht lag es auch am Wetter, am günstigen Schicksal, denn wir hatten beim Start nicht eine Minute warten müssen, und auch die Landung hatte sich nicht verzögert, selbst das Beschaffen des Mietwagens war nicht mit einer Wartezeit verbunden gewesen.

Hinzu kam der blaue Himmel, ein klares, kühles Lüftchen mit dem Geruch des nahen Frühlings, eine Umgebung also, die zumindest noch von einem Urlaub träumen ließ.

Daß ich trotzdem nicht davon träumte, lag an den schrecklichen Untaten, die wir endlich aufklären mußten. Shango und auch Cabal mußten einfach aus dem Verkehr gezogen werden, eine andere Lösung gab es nicht, und wir mußten uns beeilen.

Der Weg führte nach Westen.

Allerdings nicht in einem Planwagen, sondern in einem Ford, dessen blauer Lack in der Sonne glänzte.

Nach Boston hatten wir erst gar nicht hineinfahren müssen. Unser Weg war vorgezeichnet, und über eine Ausfallstraße rollten wir in Richtung Westen.

Abe Douglas hatte von einer waldreichen Umgebung gesprochen und dabei nicht gelogen. Es waren vor allen Dingen Birkenwälder, die uns begleiteten, und mir fiel die Andersartigkeit dieser Landschaft besonders auf. Ich dachte daran, daß wir uns in den Neuengland-Staaten bewegten, dem europäisch anmutenden Teil der Staaten.

Zu Beginn rollten wir noch durch kleine, saubere Dörfer und Städtchen, dann wurde die Besiedlung spärlicher.

Abe fuhr und arbeitete. Hin und wieder telefonierte er mit seinem Chef, einem gewissen Don Frazer, und nach jedem Anruf wirkte er etwas zerknirschter, denn den Kollegen in New York war es nicht gelungen, eine Spur des Killers zu finden.

»Ich sage euch, er hat es vor uns geschafft. Er ist bereits am oder im Bunker.«

Wir widersprachen nicht, nur Suko wollte wissen, wie einsam der Bau denn nun lag.

»Sehr einsam. Es führt praktisch eine Straße hin. Wenn du von ihr abkommst, landest du im Wald und kannst dich auch leicht verlaufen. Zudem ist die Umgebung ziemlich sumpfig.«

»Also der richtige Ort für die richtigen Leute.«
»Du sagst es.«
Ich hatte es mir im Fond bequem gemacht. Die Fahrt allerdings konnte ich nicht genießen, denn meine Gedanken kreisten ausschließlich um die Vergangenheit und auch um die Zukunft, von der ich ja nichts wußte, doch meine Ahnungen waren ziemlich schlimm, denn gegen beide Feinde zu kämpfen, bedeutete für uns, daß wir einfach alles einsetzen mußten.
Keine Wolke trübte das Blau des Himmels. Die Hügel wirkten wie kahle Wellen eines unendlichen Meeres.
Aber so reizvoll die Landschaft auch war, sie blieb es nicht, denn als wir von der breiten Hauptstraße abbogen und direkt auf das Ziel zuhielten, da kam es mir vor, als würden wir von einer düsteren Mauer erwartet.
»Da hinten liegt es!« erklärte uns Abe. »Ich war ja mal dort und hätte nicht gedacht, daß ich so schnell wieder hinfahren würde.« Er schüttelte den Kopf. »Das ist eine Gegend, in der ich als Leiche nicht tot über dem Gitter hängen möchte.«
»Wir werden sehen.«
Und wir sahen, denn es dauerte nicht lange, bis wir das Gebiet erreicht hatten. Es war ein sumpfiges Gelände, in dem hohe Erlen, aber auch niedrigere Bäume ihren Platz gefunden hatten.
Waren wir bisher durch eine sehr klare Luft gefahren, so änderte sich dies nun. Etwa dort, wo sich der Wald ausbreitete, lag eine dünne Dunstschicht über dem Boden, die sich in den Wald hineingekrallt hatte. Es mochte am Sumpf liegen und daran, daß sich allmählich der Abend näherte und die Feuchtigkeit zu dieser Zeit immer zunahm. Vom Bunker war noch nichts zu sehen. Auf meine Frage hin erklärte mir Abe, daß er seinen Platz hinter dem Wald gefunden hatte.
Der Bunker stammte noch aus alten Kriegszeiten und war umgebaut worden. Man hatte früher in ihm Waffen und Munition gelagert, jetzt hausten die schlimmsten Verbrecher in den Verliesen.
Der Boden zeigte eine Farbe, die zwischen Grün und Braun schwankte, eben typisch für einen Sumpf. Nicht weit entfernt schimmerte die Oberfläche eines Sees, der inmitten eines fast abgestorbenen Waldes lag. Über dem Wasser trieb ein Hauch von Dunst, und das kahle Geäst der Bäume schaute traurig auf ihn nieder.
Ich hielt mich zurück, aber meine innere Unruhe stieg an. Sie nahm noch zu, als Douglas den Ford nach rechts lenkte und auf die einzige Straße fuhr, über die der Bunker zu erreichen war.
Wir sahen ihn.
Er stand wie ein kompakter grauer Schatten inmitten der trostlosen Landschaft, als wäre er extra für sie geschaffen worden. Er war einfach da, er hatte sich ausgebreitet, er war eine Masse Beton, erstarrt, ein

grauer Alptraum, in dessen Innern es bestimmt schlimmer aussah als in der äußeren Umgebung.

Bevor wir parkten, rollten wir an einem breiten und dicken Eisentor vorbei, und Abe gab dazu seinen Kommentar ab. »Wer hier einsitzt, hat kaum die Chance, das Tageslicht zu sehen. Es gibt hier keinen Innenhof, in dem die Gefangenen spazieren können. Wer trotzdem die Sonne sehen will, das dürfen nur die, die sich gut führen, kann auf das Dach geschafft werden.«

»Und hinunterspringen, wie?«

»Nein, John, dafür ist die Mauer zu hoch. Von hier unten kannst du es nicht sehen, ich habe es mir auch nur sagen lassen und bin selbst noch nicht oben gewesen.«

»Die schlimmsten Fälle sind in den Katakomben des Bunkers untergebracht worden, nicht?«

»Ja, da müssen auch wir hin.«

Wir stiegen aus, und ich sah das kantige Grinsen auf Sukos Lippen, das die letzte Bemerkung des G-man hinterlassen hatte. Wir schlugen die Türen zu. Die dumpfen Geräusche hörten sich hier irgendwie anders an, als wären Zellentüren hinter uns zugefallen. Auch die Männer, die hier ihren Dienst taten, waren nicht zu beneiden. Da konnte nur eine hohe Bezahlung locken.

Es gab gewisse Regeln.

Wer einmal arbeitete, der zog den Job auch eine Woche durch. Danach konnte er fahren und hatte frei. Dann begann wieder der Dienst, der rund um die Uhr dauerte.

Vor dem Eingang blieben wir stehen. Kameraaugen hatten uns längst erfaßt, es öffnete sich die Klappe in der Tür, ein Gesicht erschien im Ausschnitt, und bevor der Mann noch eine Frage stellen konnte, kam ihm Douglas zuvor.

»Wir sind angemeldet. Jorge Gulda weiß Bescheid.«

»Moment.«

Der Moment dauerte etwa eine Minute. Ich nahm mir Zeit und betrachtete die trostlose Umgebung, die sehr bald noch trostloser werden würde, weil der Tag bereits weit fortgeschritten war.

Dann schob sich das Tor zur Seite.

Als die Lücke groß genug für uns war, betraten wir den Bunker. Kein Sonnenlicht, nur Lampen an der Decke, die einen kalten Schein abgaben, der sich wiederum auf dem Boden fing und dort einen schalen Glanz hinterlassen hatte.

Durch einen kahlen Gang wurden wir zu Guldas Büro geführt. Ich entdeckte mehrere Türen aus Stahl, die sich automatisch öffneten und auch wieder schlossen. An den Wänden hing nichts. Es war kein Gemälde zu sehen, und ich wünschte mir förmlich, daß ein Sprayer hier eine Botschaft hinterlassen hatte.

Gulda erwartete uns bereits. Er saß hinter seinem Schreibtisch. Als wir eintraten, erhob er sich. Ein massiger Mann, von der Statur her genau der richtige Typ, um hier den Chef zu spielen. Abe Douglas hatte uns auf dem Weg hierher einiges über ihn berichtet. So wußten wir, daß sich das Militär von einem Sergeant Gulda getrennt hatte, weil er durch sein Verhalten für die Armee nicht mehr tragbar gewesen war.

»Vorsicht, treten Sie nicht in das Blut«, sagte er und wies vor unsere Füße.

Wir hatten die Blutflecken bereits entdeckt.

»Was war los?« fragte Abe.

»Das erzähle ich Ihnen gleich.«

Wir stellten uns vor. Gulda gab uns abwechselnd die Hand, und ich merkte, daß dieser Mann nicht so sicher war, wie es äußerlich den Anschein hatte.

Von ihm hätte ich einen brutalen Blick erwartet, statt dessen bewegte er seine Augen unstet. Er wirkte wie ein Mensch, der mit Problemen zu kämpfen hatte.

Es gab nicht genügend Stühle, nur einen. Für den entschied sich keiner von uns, und so blieben wir stehen.

»Hätte nicht gedacht, Douglas, daß wir uns so schnell wiedersehen. Alle Achtung.«

»Es lag an den Umständen.«

Gulda war etwas verlegen und schabte über sein kaum vorhandenes Haar. »Wir haben zwar telefoniert, aber von den genauen Umständen sagten Sie nichts.«

»Es stimmt. Bewußt nicht.«

»Gut, aber jetzt.«

»Ja.« Douglas berichtete weiter. Er sprach von den drei Morden, die in New York passiert waren, und er vergaß auch den Namen Shango nicht. Bei seiner Erwähnung schrak Gulda zusammen. Mit der Zungenspitze feuchtete er seine Lippen an, möglicherweise eine Geste der Verlegenheit. Er ließ Douglas weiterreden und senkte den Kopf, als er hörte, daß wir erpreßt wurden.

»Er soll freigelassen werden!« erklärte der G-man noch einmal mit Nachdruck. »Wenn nicht, wird es noch mehr Tote geben. Die genaue Anzahl ist nicht abzusehen.«

»Ja, verstanden.« Gulda verbarg sekundenlang sein Gesicht in den Händen. Anschließend sagte er:

»Sie sind also zu mir gekommen, damit ich Ihnen helfen soll.«

»Zumindest müssen wir gemeinsam überlegen, was zu tun ist und wie wir vorgehen werden.«

»Dazu haben Sie die beiden Männer mitgebracht.«

»Unter anderem.«

»Was wollen Sie?« Gulda sprach uns direkt an.
»Shango fangen!« sagte Suko.
Der Wächter lächelte. »Ihn?«
»Wen sonst?«
»Und was ist mit Cabal?«
»Wenn Shango nicht mehr ist, erledigt sich dieses Problem von allein, Mr. Gulda.«
Der Mann lachte laut. Er lachte uns nicht aus, es hörte sich an, als traute er uns nicht zu, einen Erfolg zu erringen. »Da sind sie auf dem falschen Dampfer, Gentlemen. Ich glaube nicht, daß Sie das schaffen werden.«
»Und warum denken Sie so?«
»Weil dieser Shango schon hier ist!«
Mit dieser Bemerkung hatte er uns überrascht. Ich straffte mich unwillkürlich. Abe reagierte anders, er schaute sich um, als hielte sich der Killer hier versteckt. Nur Suko blieb gelassen, als er meinte:
»Er ist also hier gewesen?«
»Nicht nur das, er muß noch hier sein, und er hat seine Spuren hinterlassen.«
»Das Blut?«
»Gut gefolgert - ja.«
»Dann stand er Ihnen gegenüber?« fragte ich.
»Klar.«
»Und sie leben noch?«
»Er war ja nicht direkt da!« erklärte Gulda. »Er… er… hat sich nur gezeigt und mir klargemacht, wozu er fähig ist. Das Blut hat er aus dem Maul seines zweiten Schädels ausgespuckt, ob Sie es glauben oder nicht, meine Herren.«
»Sie können uns das bestimmt genauer erklären!« forderte ihn Abe Douglas auf.
»Klar.« Gulda zündete sich eine Zigarre an und dachte nach. Während er paffte, sprach er. Seine Stimme zitterte noch in der Erinnerung dessen, was ihm widerfahren war, und wir glaubten ihm jedes Wort. Das konnte man sich nicht ausdenken, so etwas mußte man einfach erlebt haben. Zudem war Gulda nicht der Typ eines Geschichtenerzählers.
»Was sagen Sie jetzt?« fragte er. »Glauben Sie mir? Glauben Sie mir nicht? Und wenn Sie mir glauben, meinen Sie noch immer, daß Sie diese dämonische Bestie stellen können?«
»Deshalb sind wir hier!« sagte ich.
Gulda winkte ab. »Er ist zu stark. Er hat sogar mich besiegt. Ich bin nicht mehr zurechtgekommen. Deshalb möchte ich meinen, daß uns gar nichts anderes übrigbleibt, als auf seine Bedingungen einzugehen. Wir sollten Cabal freilassen.«

Abe stieß ein wütend klingendes Lachen aus. »Damit das Morden wieder von vorn anfängt.«
»Was wollen Sie sonst tun?«
»Es bleibt dabei«, sagte ich.
»Gut.« Gulda nickte. »Sie haben hier das Kommando übernommen und sicherlich schon über einen Plan nachgedacht. Wenn ja, wie sähe er aus? Wie kann ich Ihnen helfen?«
»Indem Sie uns zu Cabals Zelle führen«, sagte Suko.
»Das werde ich.«
Ich hatte noch eine Frage. »Haben Sie sich nach der Begegnung mit Shango schon für Cabal interessiert und mit ihm gesprochen?«
Gulda schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht. Ich hatte es vor, aber ich war nicht in der Lage. Sie müssen sich vorstellen, daß durch diesen Besuch für mich eine Welt zusammenbrach. Ich… ich kam mit mir selbst nicht mehr zurecht. Alles ist anders geworden. Ich habe Dinge erlebt, die ich nie für möglich gehalten hätte, obwohl mir dieser Cabal schon immer unheimlich gewesen ist. Daß es aber so enden würde, daran habe ich nie und nimmer gedacht. Da ist eine fremde Welt in meine Realität gestoßen.« Er winkte ab, drückte seine Zigarre aus und sagte: »Aber lassen wir das, es hat keinen Sinn.«
Der Ansicht waren wir auch.
»Können wir gehen?« fragte Abe. »Je schneller wir es hinter uns bringen, um so besser ist es.«
»Okay.«
»Sie sind der Meinung, daß sich Shango noch in diesem Bunker herumtreibt?« wollte Suko wissen.
»Und ob ich der Meinung bin, Inspektor, und ob…«

***

Oddie, der dunkelhäutige Wächter, kam noch immer nicht mit dem zurecht, was er erlebt hatte. Sein Chef hatte sich um einhundertachtzig Grade gedreht, so hatte er ihn noch nie erlebt, und er hatte mit seinem Kollegen Dancer darüber gesprochen, der sehr wohl zugehört, sich eines Kommentars aber enthalten hatte.
»Warum sagst du denn nichts?«
Dancer schaute gegen die Decke. Er hatte die Beine ausgestreckt. Auf seinen Oberschenkeln lag ein Magazin, in dem vollbusige, nackte Frauen abgebildet worden waren. »Hör auf, Oddie, der alte Knabe beruhigt sich auch wieder.«
»Nein, das glaube ich nicht. Du hättest ihn sehen müssen.«
»Was willst du tun? Du bist hier nicht der Chef.«
Oddie nahm den Faden wieder auf. »Nein, nein, da irrst du dich. Es ist ganz anders diesmal.«
»Wieso denn?«

»Ich habe ihn zum erstenmal erlebt, wie er von einer widerlichen Angst gepackt wurde. Er hat Schiß gehabt. Da ist etwas passiert, über das ich nicht hinwegkomme.«

Dancer, auf dessen Oberlippe ein schmaler Bart wuchs, tupfte von ihm den Schweiß ab. »Was soll denn gewesen sein?«

»Es hängt mit Cabal zusammen. Ich habe dir doch erzählt, daß dieser Hundesohn zwar gefesselt auf seinem Stuhl saß, aber den Eindruck erweckte, als hätte er das Kommando übernommen. Da war Jorge degradiert, der hat nur zuschauen können.«

»Ist Cabal so stark?«

»Keine Ahnung.«

Dancer grinste. »Aber dich quält der Gedanke, daß er stark sein könnte und sich auch gegen uns stellt.«

Oddie nickte einige Male. »Ja, Dancer, ja, verdammt! Dieser Gedanke läßt mir keine Ruhe. Ich habe schon das Gefühl gehabt, als hätte mir jemand ein Messer an die Kehle gehalten. Einbildung, okay«, er hob die Schultern, »aber ich sage dir, daß ich mich nicht täusche.«

»Meinst du das Messer?«

»Nicht direkt, Dancer. Hier ist etwas, mit dem ich nicht zurechtkomme. Es lauert hier. Die Mauern sind verdammt dick, aber nicht so dick, als daß sie das andere aufhalten könnten. Hier hat das Böse Einzug gehalten, mein Freund.«

»Das war schon immer so.« Dancer grinste.

Sein Kollege stand auf. »Immer so, sagst du?«

»Ja.«

»Du hast recht, aber auch unrecht. Es ist nicht das Böse der hier einsitzenden Hundesöhne, nein, das ist es nicht.« Er streckte Dancer die gespreizte Rechte entgegen. »Es ist etwas ganz anderes, das ich nicht erklären kann. Etwas, das man fühlen muß, das aus einer anderen Welt stammt, das wir eigentlich auch kennen. Oder hat dir noch niemals jemand etwas von der Hölle erzählt?«

Dancer winkte ab. Dann grinste er und hob sein Magazin hoch. »Ich halte mich lieber an den Himmel. Schau dir die Titten dieser Weiber an, das ist das echte.«

»Vergiß es.« Oddie ging zur Tür.

»He, wo willst du hin?«

»Achte du auf die Monitore. Ich schaue mal nach Cabal.«

»Auch gut.«

Oddie ging und gab vor sich selbst zu, daß er über seinen eigenen Vorschlag nicht eben glücklich war. Er wollte seinen Vorsatz zwar nicht ändern, doch Spaß machte es nicht, in die Tiefen des Bunkers hinabzusteigen, um sich mit Cabal zu unterhalten. Er konnte selbst nicht sagen, was ihn dort hintrieb, der Drang war einfach da, vielleicht auch die Lockung. Im Lift dachte er daran, daß er nur einen

anderen Knopf zu drücken brauchte, um wieder in die Höhe zu fahren. Seine Hand zuckte schon, er ließ es trotzdem bleiben.

Dann war er unten.

Die Welt des Todes nahm ihn auf. Trübe nur beleuchtet. Eine Vorstufe zur Hölle, eine Welt, in der Menschen lebten, die schon so gut wie tot waren.

Oddie war nicht so locker wie sonst, auch nicht voll des Hasses auf die Gefangenen. Er bewegte sich wie ein Neuling, der das Reich zum erstenmal betrat.

Auch hier unten hockten zwei Kollegen. Sie saßen auf harten Stühlen. Zwischen ihnen stand ein Tisch, auf dem Karten lagen. Beide pokerten.

Als Oddie eintrat, hoben sie die Köpfe.

»Ist alles ruhig?« fragte Oddie. »Zu ruhig.«

»Wie meinst du?«

Der Sprecher legte die Karten umgedreht auf den Tisch. »So komisch ruhig, was ich auch nicht erklären kann.«

»Ach.«

»Es tobt keiner, es meckert keiner. Keine Schreie, keine Beschwerden, überhaupt nichts.«

»Und Cabal?«

»Hält ebenfalls sein Maul.«

»Okay, ich schaue mal nach.«

»Sollen wir mit?«

»Nein, nein, ihr könnt bleiben. Ich bin gleich wieder zurück, denke ich mir.«

Oddie verschwand im Verlies. Normalerweise hätte er eine Gittertür öffnen müssen, das brauchte er in diesem Fall nicht, denn die Tür war bereits offen. Da die Gefangenen unter Kontrolle standen und aus ihren Zellen nicht herauskamen, konnte das Gitter ruhig aufbleiben.

Die Kollegen hatten nicht gelogen.

Es war tatsächlich unnatürlich ruhig zwischen den dicken Wänden. Oddies ungutes Gefühl verstärkte sich. Immer mehr kam er sich vor, als hätte man ihn lebendig begraben. Das hier war kein Zellentrakt mehr, das glich schon einer großen Gruft, die von lebenden Leichen bewohnt wurde. Einem Areal für Zombies, denn etwas anderes waren die Gefangenen kaum. Sie waren schon tot, obwohl sie lebten.

Er schaute in die erste Zelle.

Der Gefangene lag auf seiner Pritsche und sah aus, als wäre er schon gestorben. Daß dem nicht so war, bewiesen seine Worte, die er vor sich hinmurmelte.

Auch in den anderen Zellen sah Oddie das gleiche Bild. Die Gefangenen lagen wie Leichen auf ihren Pritschen. Sie alle aber sprachen etwas vor sich hin, was Oddie nicht verstand, jedoch

verstehen wollte, und deshalb konzentrierte er sich auf das Geflüster.

Zumindest Fragmente erreichten seine Ohren. Er hörte, daß von der Macht der Hölle gesprochen wurde, die den Teufel geschickt hatte, damit er die Kontrolle übernahm.

Teufel? Hölle?

Oddie war neugierig geworden. Er wollte es jetzt genauer wissen und machte lautstark auf sich aufmerksam.

Zuerst geschah nichts.

Erst beim dritten Versuch verstummte die Stimme. Dann richtete sich die Gestalt eines hellhäutigen Mannes mit langen Strohhaaren auf. Aus rotgeäderten Augen starrte der Verbrecher gegen das Gitter.

»Was hast du da gesagt?«

Der Mann schwieg.

»Was ist mit dem Teufel?«

Erst jetzt holte der Gefangene Atem. »Der Teufel ist mein Freund. Er war hier. Er hat mich besucht, aber auch die anderen. Er will uns herausholen, er will uns in sein Reich führen. Er hat es uns versprochen, und der Teufel hält seine Versprechen.«

»Bestimmt«, flüsterte Oddie. Er wollte auf den Gefangenen eingehen, um noch mehr zu erfahren.

»Wenn du ihn gesehen hast, kannst du ihn sicherlich auch beschreiben.«

»Ja, das kann ich.«

»Komm schon, Carky! Wie sah er aus? Ich will ihn auch sehen.«

»Der Teufel ist nichts für dich.«

»Aber sicher. Du kennst mich nicht, Carky. Du solltest dich aber gut mit mir stellen, das kann nur von Vorteil sein. Wie hat er ausgesehen? War er groß, hatte er einen langen Schwanz und einen Hinkefuß?«

»Nein, nein«, flüsterte Carky zurück. »Das hatte er nicht. Er sah nicht so aus, wie wir ihn uns vorstellen. Aber du kannst dich über ihn freuen, Oddie.«

»Warum?«

»Er ist ein Schwarzer, ein Nigger, verdammt!« Carky lachte geifernd und verstummte schnell.

»Sag nur.« Auf das Schimpfwort Nigger ging der Wächter nicht ein, er wollte einfach mehr wissen.

»Groß, mit dunkler Haut.« Carky zeichnete die Gestalt mit den Händen nach. »Ein dunkles, aber bemaltes Gesicht und einen Doppelkopf.«

»Was hatte er?«

»Einen Totenschädel auf seinem Kopf.«

»Du bist verrückt, Carky!«

»Nein, bin ich nicht. Ich habe ihn gesehen, die anderen haben ihn auch gesehen, du kannst sie fragen. Und er war fast nackt, aber er war

bewaffnet. Er trug einen Speer bei sich oder eine Lanze. Damit kann er jeden töten, wenn er will.«

Oddie wollte ihm nicht glauben, er schaffte es nicht, denn er hatte das Gefühl, aus den Schuhen gehoben zu werden. Er weigerte sich, die Worte als bare Münze zu nehmen, gleichzeitig aber merkte er, daß sie stimmten und bei ihm ein Gefühl der kalten Angst hinterließen, das wie Leim an ihm klebte.

Er dachte auch an Gulda und sinnierte über dessen Zustand nach. War dieser Teufel vielleicht bei Gulda gewesen?

In diesem Augenblick konnte sich Oddie alles vorstellen. Die Hölle, den Himmel, den Knast, einfach alles. Aber er kam damit nicht zurecht, sein Gehirn wollte es nicht begreifen und einordnen, und er starrte Carky an, ohne ihn direkt zu sehen.

Der Gefangene legte sich wieder zurück. Er nahm das Sprechen wieder auf. Oddie hörte die Worte deutlicher. Da wurde von einem Dämon geredet, von den Freuden der Hölle und des Todes.

Hart wandte sich der Wächter ab. Es hatte ihn Mühe gekostet. Bevor er tiefer in den Gang hineinschritt, wischte er sich den Schweiß von seiner Stirn. Was er in den letzten Minuten erfahren hatte, kam einem Schock gleich.

Er setzte seinen Weg fort. Diesmal mit Beinen, in deren Knien dickes Blei steckte. Es war für ihn kaum zu schaffen, die Füße anzuheben, und die Mischung aus Düsternis und Licht zwischen den Mauern verwandelte sich für ihn in eine Schattenwelt des Todes.

Alles hing mit Cabal zusammen. Es mußte einfach mit Cabal zusammenhängen. Auch das Flüstern der Gefangenen, deren leise Worte sich zu unheimlichen Geräuschen zusammenfanden, als wären Totengeister dabei, sich aus dem Jenseits zu melden.

Diese Atmosphäre war geladen, aufgeputscht mit bösen Gedanken und Emotionen. Sie war nicht mehr menschlich, sie war anders, sie war dämonisch geworden.

Die letzten Meter ging er schneller, als könnte er es kaum erwarten, Cabals Zelle zu erreichen. Und er war froh, als er durch das Gitter schauen konnte.

Cabal stand vor seiner Pritsche und schaute Oddie an. Er lächelte sogar und sagte mit halblauter Stimme: »Wir haben dich erwartet…«

Der Wächter gab keine Antwort. Er überlegte. Etwas hatte ihn an diesem Satz gestört. Es fiel ihm ein. Er formulierte seinen Gedanken zu einer Frage.

»Wir hast du gesagt?«

»Ja.«

»Aber du bist allein. Du mußt allein sein!« Oddie verzog das Gesicht. Er wollte nichts anderes akzeptieren.

»Das bin ich nicht.«

»Wer ist bei dir?«
»Shango, mein Bruder!«
Die Augen des Schwarzen vor dem Gitter bewegten sich rollend. Er durchsuchte die Zelle. Unter der Pritsche konnte sich niemand verstecken. Die Lücke war einfach nicht groß genug, und in den Ecken hielt sich auch keiner auf.
»Nein, nur du stehst in der Zelle. Du bist allein. Dein Bruder ist nicht bei dir.«
»Sogar bei dir.«
»Wo denn?« krächzte Oddie und versuchte sogar zu lachen, was ihm aber mißlang.
»Dreh dich nach links!«
Der Wächter zitterte dabei, aber er tat es.
Und was er dann sah, ließ ihn an seinem Verstand zweifeln…

***

Vor ihm erhob sich ein Schatten, oder war es ein Mensch? Oder war es eine Mischung aus beidem?
Er wußte es nicht, er konnte überhaupt nicht denken, denn mit dem Verstand war es nicht zu erklären, was er da erleben mußte. Dieser Schattenmensch hatte sich von der Wand gelöst wie ein zittriges Etwas aus dem Geisterreich, und obwohl es eine Form aufwies, gelang es Oddie nicht, das Ding zu erkennen. Es sah einfach anders aus, es wirkte wie ein noch nicht fertiges Puzzle, und es strömte eine Luft oder einen Hauch aus, der kalt wie Eis war und den Wächter noch zusätzlich erschaudern ließ.
»Mein Bruder…«
Cabal hatte sich aus der Zelle gemeldet, denn er schaute zu. Es machte ihm Freude, die Augen glitzerten dabei, und er fügte noch einen Satz hinzu, den Oddie gar nicht gern hörte. »Er hat von mir erfahren, wie du mich behandelt hast, Oddie: Er hat es nicht vergessen, er wird es auch nicht vergessen, er wird es dir gleich beweisen.«
Der Wächter ging zurück. Er zitterte wie nie in seinem Leben, obwohl er noch nicht direkt bedroht wurde. Allein die Kälte bewies ihm, daß er es hier mit etwas Unheimlichem zu tun hatte, wofür ihm einfach die Erklärung fehlte.
Eine heftige Bewegung des Schattens erregte seine Aufmerksamkeit. Er schaute hin und stellte fest, daß dieser Schatten keiner mehr war, sondern sich in einen Menschen verwandelt hatte. Es gab ihn jetzt dreidimensional, er war zu einem Menschen aus Fleisch und Blut geworden, der auch in der Lage war, eine Waffe zu halten.
Einen Speer oder eine Lanze…
Oddies Blick fraß sich an der Spitze der Lanze fest, und der Mann

mußte zugeben, daß er eine ähnliche noch nie zuvor gesehen hatte.
Sie war so breit, gleichzeitig erinnerte sie ihn an eine Flamme aus Stahl, und beide Seiten waren geschliffen. Auf den hauchdünnen Kanten brachen sich Lichtreflexe.
Sein Herz raste. Er dachte an seine eigene Waffe, einen Knüppel, und der kam ihm im Vergleich mit dem Speer lächerlich vor. Damit konnte er nichts ausrichten.
Was tun? Laut um Hilfe rufen?
Es war eine Möglichkeit. Wenn Dancer ihn früh genug hörte, würde er kommen und eingreifen können. Dann waren sie immerhin zu zweit, die sich gegen diese Gestalt mit dem Totenkopf stellten.
Shango schien die Gedanken lesen zu können. In den Augen schimmerte es auf.
Nicht in seinen, sondern in denen des Schädels.
Ein Signal.
Die Waffe glitt nach vorn, locker gestoßen, aus dem Handgelenk, und der dicht an das Gitter herangetretene Cabal schaute fasziniert zu, wie sein Bruder mit dem Wächter abrechnete.
Oddie hatte nicht die Spur einer Chance. Auch der Schrei gelang ihm nicht mehr. Was aus seinem Mund tönte, war nicht mehr als ein erstickt klingendes Gurgeln, sonst nichts, und es wurde auch von keinem Helfer gehört.
Der Wächter landete auf dem Rücken.
Da Shango seine Lanze nicht losgelassen hatte, zog er die Spitze während des Falls aus der Wunde.
Blut tropfte zu Boden, aber darum kümmerte er sich nicht.
Als wäre nichts geschehen, so lehnte er die Waffe gegen die Wand und bückte sich.
Den Schlüssel hatte er schnell gefunden. Mit ihm konnte er das primitive Schloß der Gittertür öffnen. Hier gab es keine Chips, keine Elektronik, hier war alles wie vor über hundert Jahren, und es wirkte noch immer. Der Schlüssel kratzte im Schloß. Zweimal mußte er gedreht werden, dann war die Tür offen.
Cabal konnte es kaum glauben. Er starrte seinen Bruder an, der schaute zurück.
Beide umarmten sich, während eine halbe Körperlänge entfernt Oddie sein Leben endgültig aushauchte.
»Du bist gekommen, Shango.«
»Ich habe es dir versprochen.«
»Ja, das weiß ich.«
»Laß uns gehen.«
Cabal schüttelte den Kopf. »Es wird schwer werden, hier herauszukommen, sehr schwer.«
»Ich bin bei dir.«

Cabal nickte. Er umarmte Shango noch einmal, dann drang aus seiner Kehle ein tiefes Knurren, als würde darin ein Tier stecken. »Es ist eine andere Zeit angebrochen«, erklärte er flüsternd. »Von nun an wird alles anders sein, ganz anders. Oder wieder so werden wie früher, das schwöre ich dir, Bruder.«

»Der große Dämon verlangt Opfer.«

»Er wird sie bekommen.«

»Gut, sehr gut.« Cabal verließ die Zelle. Shango ließ ihn vorgehen und nahm die Waffe wieder an sich. Auch er wußte, daß erst ein kleiner Schritt getan worden war, andere würden folgen, und er würde dafür sorgen, daß sich gewisse Dinge in Bewegung setzten und dabei zu einer Lawine auswuchsen.

Der Schlüssel paßte zu jeder Zelle. Er würde sie der Reihe nach aufschließen und die Gefangenen freilassen. Es würde zu einem Chaos kommen, denn diese Männer hatten nichts zu verlieren. Der Tod war für Dahinsiechende.

Shango ließ sich Zeit und bewies damit, daß er eiskalt war. Er kannte keine Nerven, er weidete sich nur an den überraschten Gesichtern der Gefangenen, als diese plötzlich die Türen offen vorfanden und kaum glaubten, daß sie frei waren.

Es hätte im Prinzip nicht klappen dürfen, wenn die Wächter auf ihren Posten gewesen wären und aufgepaßt hätten.

Das war nicht der Fall.

Die Routine hatte auch die Männer oben an den Monitoren eingeholt. So warfen sie kaum einen Blick auf die Bildschirme und waren mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. So etwas war fast unmöglich, aber in diesem Fall schien der Teufel persönlich die Regie zu führen.

Auch die letzte Zelle war aufgeschlossen. Hinter den beiden verließen bereits die ersten Gefangenen ihre »Gräber«. Um den toten Wächter kümmerte sich niemand.

Shango aber sagte nur: »Und jetzt werden wir gehen…«

Auch Dancer hatte über seinen Kollegen Oddie nachgedacht und war nicht eben begeistert gewesen.

Er kam mit dem Verhalten nicht zurecht, so hatte sich Oddie nie benommen. Angst kannte er an ihm nicht, nun aber schien er unter Druck zu stehen, sonst hätte er sich nicht so benommen.

Auch Dancer war nur ein Mensch. Und Menschen müssen nun mal hin und wieder gewissen Gesetzen der Natur folgen. Schon seit einiger Zeit hatte er den Blasendruck gespürt, aber eingehalten, weil er wollte, daß Oddie zurückkehrte.

Der ließ sich Zeit.

Dancer hörte auch nichts und ging schließlich auf die Toilette. Sie lag hinter einer Tür, die etwas schief in den Angeln hing. Auch diese Toilette mußte hin und wieder von Gefangenen geleert und gereinigt

werden, wobei die Wächter immer großen Spaß hatten, wenn es soweit war.

Dancer blieb etwas länger, kehrte dann zurück und wunderte sich, daß Oddie noch nicht da war.

Aber er hörte etwas.

Typische Geräusche, die entstanden, wenn Zellentüren aufgeschlossen wurden. Das war Musik in Dancers Ohren.

War der Kollege denn wahnsinnig? Er kannte die Regeln. Eine Zelle durfte nur dann geöffnet werden, wenn die Wächter zu zweit waren, doch Oddie war allein.

Dancer eilte in den Gang.

Er kam nicht weit. Plötzlich tauchte wie ein Gespenst der Gefangene Cabal vor ihm auf.

Bevor Dancer noch reagieren konnte, grub sich eine knochige Faust in seine Magengrube. Der Schlag ließ ihn zusammensacken, und dann nahm Cabal die Lanze.

Plötzlich schwebte die Spitze über Dancers Kopf. Der Mann wußte was folgen würde und brachte nur noch ein gepreßt klingendes »N… nein…« hervor.

Cabal stieß zu.

Und er traf tödlich!

***

Das Böse war da, es war in die Mauern gekrochen wie ein düsteres Gift, und auch wir merkten es.

Ich hatte versucht, mich auf mein Kreuz zu konzentrieren, hatte es angefaßt, um den Wärmeunterschied zu fühlen oder etwas Ähnliches in diese Richtung, aber das Metall hatte sich nicht erwärmt.

Es blieb kühl, und Gulda hatte mir dabei verwundert zugeschaut, aber keine Erklärung erhalten.

Mittlerweile hatten wir einige Büros in diesem Bunker kennengelernt, und meine Meinung über dieses Zuchthaus hatte sich um keinen Deut verbessert. Auch in den Räumen der Wächter war es schrecklich. Wir hatten auf die Monitore geschaut, - und uns war ein erster Blick in die Verliese gegönnt worden. Wer dort unten hockte, war wirklich lebendig begraben.

Es war alles ruhig, dennoch flatterten Gulda die Nerven. Wir standen schon in der Nähe des Aufzugs, als er davon anfing. »Der Schatten war da, er ist noch hier. Wir haben ihn nicht gesehen, aber ich glaube daran, daß er bereits unten ist. Warum haben wir ihn nicht sehen können?«

»Es kann daran liegen, daß er von den Kameraaugen nicht erfaßt wird«, sagte Abe.

»Das ist möglich.«

»Aber sie glauben nicht daran.«
»So ist es.«
»Lassen Sie uns fahren«, sagte ich.
»Okay.« Gulda drehte sich um. Er wollte einen bestimmten Knopf drücken, als plötzlich die Sirenen losbrachen.
Ein schrilles Heulen durchraste die Korridore und Büros. Wir standen für einen Moment unbeweglich, bis ein Aufpasser wild gestikulierend erschien und uns mit hastiger Stimme erklärte, daß die Überwachungselektronik ausgefallen war.
»Es gibt keine Bilder mehr auf den Schirmen.«
»Was?«
»Ja, Sir, Totalausfall.«
»Funktioniert der Aufzug noch?« wollte ich wissen.
»Hoffentlich.«
»Probieren Sie es.«
Endlich drückte Gulda den Knopf, es tat sich nichts. Kein Signal, keine Lampe leuchtete auf. Das konnte böse enden.
Gulda wurde nervös. Er trat gegen die Tür. Außer einem dumpfen »Plong« und einem schmerzenden Fuß erreichte er nichts.
Abe Douglas blieb sachlich. »Wie gelangen wir nach unten?« fragte er. Suko und ich konnten die Frage nicht beantworten, das mußte schon der Fachmann erklären, der aber schwieg.
»Gulda, verdammt!«
Der Mann schrak zusammen.
»Sorry, über die Treppe. Die… die Nottreppe.«
»Dann gehen Sie vor!«
Gulda drehte sich. Er hatte Angst und befürchtete das Schlimmste, ebenso wie ich. Wieder war uns Shango einen Schritt voraus gewesen. Er hatte den Vorteil, daß wir ihm nacheilen mußten und nur mehr fassungslos vor seinen Taten standen.
Gulda eilte mit langen Schritten auf eine weitere Eisentür zu. Sie war verschlossen. Er holte den Schlüssel hervor und schob ihn in das flache Schloß. Dann legte er zwei Hände um den Knauf und zerrte die Tür auf.
Sie war lange nicht mehr geöffnet worden. So hatte auch keine frische Luft in den Keller strömen können. Die alte, verbrauchte wehte uns entgegen. Sie kam wie ein Gruß aus den Tiefen eines uralten Abwasserkanals und roch widerlich.
Es glich schon einem kleinen Wunder, daß in dieser sumpfigen Gegend überhaupt ein Keller hatte angelegt werden können. Dementsprechend sah er auch aus.
Feuchte, glatte Steinstufen, bewachsen mit glitschigen Pflanzenresten, und Gulda erklärte uns, daß es hier kein Licht gab, deshalb sahen die Stufen auch aus, als würden sie im Nichts enden.

Suko und ich zückten unsere Lampen. Zu viert folgten wir den tanzenden Strahlen in dieses düstere Grab hinein. Ich konnte mir vorstellen, daß sich in der Tiefe schreckliche Dramen abgespielt hatten.

Shango hatte seinen Bruder geholt.

Davon mußten wir einfach ausgehen.

Cabal war ein Mensch, Shango aber ein Mittelding zwischen Mensch und Dämon, eine höllische Metamorphose, deren Körper sich in einen Schatten verwandeln konnte. Für ihn gab es so gut wie keine Hindernisse. Bei Cabal verhielt es sich anders. Uns stellte sich die Frage, wie Shango es schaffte, seinen Bruder aus dieser Hölle herauszubekommen. Es würde schwer werden, denn Cabal blieb, was er war.

Entweder kamen sie uns entgegen. Wenn nicht, konnten sie auch den Aufzug genommen haben, oder aber sie hielten sich noch immer in der Umgebung der Verliese auf.

Es gab kein Geländer an der Seite. Wegen der Glätte auf den Stufen konnten wir auch nicht schneller gehen, und ich war froh, als ich das Ende des Lichtscheins sah, der sich auf einer breiten Pfütze vor der Treppe widerspiegelte.

Dahinter befand sich eine Tür.

Acht Füße platschten durch die Pfütze. Sie war tief. Wir bekamen nasse Socken.

Wieder mußte Gulda aufschließen. Glücklicherweise trug er die Schlüssel bei sich. Gemeinsam zerrten wir das stabile Ding auf und standen in einem schmalen, aber hohen Gang.

Von rechts hörten wir Geräusche.

Es waren Stimmen. Nur kriegten wir nicht mit, worüber gesprochen wurde. Jorge Gulda zog daraus die richtigen Schlüsse. »Ich denke«, flüsterte er, »daß alle Gefangenen freigekommen sind. Ja, alle. Er hat es geschafft.«

Wäre das in Shangos Sinne gewesen? Ich konnte es mir vorstellen. Er war ein Wesen, das auch die Panik und das Chaos brauchte. Wenn er die Männer tatsächlich freigelassen hatte, dann würden sie wie hungrige Tiere sein, die sich uns entgegenstürzten, und wir konnten uns auf einiges gefaßt machen.

Auf keinen Fall durften wir ähnlich oder unüberlegt handeln, deshalb blieben wir stehen. Wieder mußte uns Gulda Auskunft geben. Mein Lampenstrahl wies auf eine Tür. Das Ende hatte dort einen harten Kreis hinterlassen, der aussah wie ein gelbes Auge, das sich durch das Holz bohren wollte.

»Wohin führt die Tür?«

»In… in das Verlies. Man erreicht einen kleinen Vorraum. Da ist auch eine Toilette. Von dort kann man zu den Plätzen unserer Aufpasser

gelangen.«
»Wie kommen wir in das eigentliche Verlies?«
»Das ist kein Problem. Es ist zwar durch eine Gittertür abgetrennt, aber sie wird bestimmt offen sein.«
»Dann los!« sagte Suko und ging als erster. Beim Näherkommen entdeckten wir den schwachen Lichtschein, der unter der Türritze herfiel. Er war für uns ein besonderer Wegweiser. Suko wollte die Tür aufzerren, als es passierte. An der anderen Seite hatte ebenfalls jemand gewartet, und der war schneller als der Inspektor. Er drückte Suko die Tür entgegen, und mein Freund mußte achtgeben, daß er nicht erwischt wurde.
Ein Mann stolperte über die Schwelle. Hinter ihm brannte Licht, er jedoch geriet beim Übertreten der Schwelle geradewegs in den Schein meiner Lampe hinein, der sich auf seinem Gesicht festsetzte und ihn für einen Moment blendete.
Wir sahen einen Kerl, der in Lumpen gehüllt war. Helle Strohhaare umgaben seinen Kopf. Das Gesicht war schmal, von Furchen gezeichnet, und in seinen Augen glühte so etwas wie Wahnsinn.
Ergriff sofort an.
Ich war davon ausgegangen, daß sich die Killer nicht mehr wie Menschen benehmen würden, und ich hatte recht damit, denn der Weißhaarige sprang Suko an wie ein Tier. Er krallte sich an meinem Freund fest und versuchte, die Zähne in den Hals des Inspektors zu schlagen.
Suko nickte. Es sah jedenfalls wie ein Nicken aus, tatsächlich aber wuchtete er seinen Kopf nach vorn und traf damit das Nasenbein des Gefangenen.
Der Mann heulte auf. Er ließ Suko los und drehte sich nach links weg, wobei er einen Schritt später gegen die Wand prallte. Als er sich davon wieder abstieß, schickte Suko seine Handkante auf die Reise. Der Treffer erwischte den Mann voll und machte ihn kampfunfähig. Er faltete sich förmlich zusammen und blieb am Boden liegen.
Wenn jeder Widerstand so leicht zu brechen war, konnten wir froh sein, doch daran glaubte ich nicht.
Jorge Gulda stand da wie ein kleiner Junge, der den bösen Mann gesehen hatte. Seine Hände lagen rechts und links auf den Wangen, und er sagte mit rauher Stimme: »Das war Carky, der Würger und Beißer. Wenn der frei ist, sind es auch die anderen.« Die Arme sanken wieder nach unten. »Meine Güte, was sollen wir tun?«
»Shango und Cabal holen!« erklärte ich.
Wir ließen Gulda zurück, denn neben mir waren auch Abe und Suko fest entschlossen, dem Grauen einen Riegel vorzuschieben. Um diesen Carky brauchten wir uns nicht zu sorgen. Es würde noch eine Weile dauern, bis er aus seinem Tiefschlaf erwachte.

Diesmal konnten wir die Tür aufreißen, und ich war es, der sie öffnete. Ich hatte keinen sehr freundlichen Empfang erwartet und war deshalb auch nicht überrascht, das zu sehen, was ich präsentiert bekam.

Die Bude, in der sonst die Aufpasser hockten, war relativ klein, aber sie war voll. Hier unten brannte das Licht. Die trübe Laterne hing unter der Decke und hatte Glück, daß sie nicht zerstört wurde, weil einer der Männer einen Stuhl hochgerissen hatte, den er mir auf den Kopf schmettern wollte.

Ich konnte mich soeben noch ducken. Das Stuhlbein verfehlte zuerst die Lampe, dann mich.

Meine Gedanken kreisten um die beiden Anführer. Weder von Shango noch von Cabal war auch nur eine Hacke zu sehen. Sie hatten diese kleine Revolte nicht grundlos angezettelt, weil sie versuchen wollten, in dem Durcheinander zu entkommen.

Aber wie?

Dieser Knast war gesichert. Es gab nicht nur die untere Ebene, sondern auch die oberen Trakte. Dort lagen ebenfalls Aufpasser und Wächter auf der Lauer. Shango und sein Bruder würden unweigerlich auf die Leute treffen, um sich dann den Weg mit Gewalt freizubahnen. Shango würde es dank seiner Kräfte schaffen, bei Cabal war es fraglich.

Damit hatten wir zunächst nichts zu tun, denn es gab keinen Gefangenen, der uns nicht an die Kehle wollte.

Zum Glück waren die Männer geschwächt. Sie kämpften verbissen, sie setzten alles ein. Sie hatten auch Waffen gefunden. Einen Stuhl, einen Tisch, sogar mit dem Telefon schlugen sie zu, aber wir vier waren auch nicht ohne.

Gulda mischte ebenfalls mit.

Er hatte seine Blockade überstanden. Er war nicht mehr zu halten. Er schlug sich seinen Frust aus dem Leib, und so dauerte es wirklich nur kurze Zeit, bis wir gewonnen hatten.

Der Weg zu den Zellen war frei. Die Gittertür zu diesem Trakt stand ebenso offen wie auch die Zellentüren.

Zwei Tote lagen auf dem schmutzigen Boden.

Einer weit hinten im Gang, der andere vorn. Als Gulda die Männer sah, wurde er blaß und schüttelte den Kopf.

»Das sind Oddie und Dancer«, flüsterte er. »Mein Gott, man kann sie kaum erkennen.«

So leid es mir um die beiden Männer tat, wir brauchten Cabal und Shango. Keiner von ihnen sollte mehr im Namen des Leibhaftigen killen. Abe Douglas steckte in einer Krise. Wütend trat er gegen jede Zellentür und wuchtete sie so auf.

»Verdammt noch mal, wo hast du dich versteckt, Shango! Zeig dich,

du Hundesohn!«

Er war nicht mehr hier, denn auch in der Zelle seines Bruders hielt er sich nicht auf.

Ich stand da und schaute hinein. Ein dreckiges, stinkendes Loch, und ich wunderte mich, daß es so etwas überhaupt noch gab. Wer hier einsaß, vegetierte nur mehr dahin.

Wir hätten die bewußtlosen Gefangenen eigentlich wieder in ihre Zellen schleppen müssen, das aber ließen wir bleiben, denn andere Dinge waren wichtiger.

Wir mußten den Weg finden, den Shango und Cabal für ihre Flucht benutzt hatten. Ich fragte Gulda danach.

Der Mann war ratlos. »Ich weiß es nicht… Es gibt keinen anderen Ausgang. Entweder die Treppe oder den Fahrstuhl, aber der hat nicht funktioniert. Dann müssen sie noch hier unten sein.«

Daran wollte ich nicht glauben. Was sollten sie hier? Shango hatte Cabal befreien wollen, also mußte er alles dransetzen, um es zu schaffen. Und er war kein normaler Mensch. Shango verfügte über magische Kräfte, er stand auf der Schwelle vom Mensch zum Dämon. Er brauchte nur noch über die Kante zu rutschen, um es hinter sich zu bringen. Zudem hatte er einen unwahrscheinlich starken Helfer, der auf seinem eigenen Kopf präsent war.

Wir fanden sie nicht.

Eines aber fiel uns auf.

Der Fahrstuhl funktionierte wieder. Zudem hörten wir auch den Klang der Alarmsirenen, und als der Fahrstuhl in diesem Bereich hielt, stürmten mit Gewehren bewaffnete Wächter aus der Kabine, die Finger an den Abzügen der Waffen.

Zum Glück war Gulda bei uns. Die Männer hätten uns sonst in die Zellen gesperrt.

Die Lage klärte sich schnell. Als die Ankömmlinge ihre toten Kollegen sahen, wurden sie aschfahl, und sie stellten Fragen.

»Es geht um Cabal«, erklärte der G-man. »Er ist befreit worden. Aus diesem Verlies«, fügte er hinzu, als er die skeptischen Blicke der Männer sah. »Fragen Sie mich nicht, wie es geschehen ist, es ist nun mal passiert. Was wir wissen wollen, ist ganz einfach. Haben Sie Cabal gesehen? Oder haben sie zumindest eine Spur von ihm entdeckt?«

Die Antwort war ein Kopfschütteln.

»Wir stecken in der Klemme, John!«

Ich nickte. Abe hatte den berühmten Nagel auf den Kopf getroffen. Wie war es möglich gewesen, daß sie uns entwischen konnten?

Wo ich auch hinschaute, ratlose Gesichter, meines mit einbezogen. Dabei waren wir so nahe dran gewesen, nun aber begann, die Jagd wieder von vorn…

***

Shango hatte die Gefahr gespürt. Seine Sinne waren besonders stark entwickelt. Der große Götze hatte sie geschärft, er hatte ihm viel von seiner Kraft gegeben, und der Mörder spürte, wie der Totenschädel auf seinem Kopf heiß wurde, und diese Hitze glitt durch seinen Körper. Sie erfaßte jede Ader, jede Pore, sie war einfach vorhanden, sie bahnte sich ihren Weg, und er merkte, daß er dicht davorstand, wieder zu einem Schatten zu werden.

Es war ihm gelungen, die Energie auszuschalten. Die Gefangenen waren frei, er spürte gleichzeitig, daß der Mann mit dem Kreuz in der Nähe war, und wollte auf keinen Fall hier unten von ihm gestellt werden. Also mußte er weg.

Nicht ohne seinen Bruder.

Cabal hielt sich dicht an seiner Seite. Auch er suchte nach einem Ausweg. Schon mehrmals hatte er Shango angesprochen und keine Antwort erhalten.

Bis Cabal den Griff an seinem linken Arm spürte. Shango zerrte ihn weiter. Cabal stellte keine Frage. Er blieb auch ruhig, als sie vor der Fahrstuhltür standen.

Shango streckte seine linke Hand aus. Die Finger glitten über die graue Knopfleiste. Er wollte die Energie dank seiner Kraft manipulieren, er wollte sie wieder zurückholen, und er merkte den starken Fluß in seinem Körper.

Es klappte.

Alles funktionierte wieder. Shango beherrschte die Energie und drückte seinen Bruder zuerst in die Kabine.

Die Tür schloß sich hinter ihnen.

»Was willst du tun?« flüsterte Cabal.

Shango gab keine Antwort. Er drückte auf einen bestimmten Knopf und wartete darauf, daß sich der Lift in Bewegung setzte. Das schaffte er rumpelnd und schwerfällig. So fuhren sie in die Höhe, und Cabal rechnete damit, daß sie nach dem Stopp mit einer Kugelgarbe empfangen wurden, aber er irrte sich.

Sie waren bis zur letzten Etage durchgefahren und in den oberen Bereich des Bunkers gelangt. Als sie ausstiegen, kam ihnen niemand entgegen. Es war auch niemand da, der sie erwartet hätte. Weder eine Gewehr- noch eine Pistolenmündung. Sie konnten sich frei bewegen, was eigentlich unwahrscheinlich war.

Hier oben gab es keine Zellen. Es war die Etage direkt unter dem Dach.

Zwar hörten sie wieder das Heulen der Alarmsirenen, das aber störte sie nicht. Überein langes Gitterblech, das den Untergrund bildete, gingen sie auf eine Tür zu, die sehr kompakt aussah, aber nicht verschlossen war. Shango zerrte sie auf.

Vor ihnen lag eine Treppe. Die Stufen bestanden ebenfalls aus

Metallgitter und sie sahen auch, wo die Treppe endete.
Eine Luke mußte aufgestoßen werden, um auf das Dach des Bunkers zu gelangen.
»Willst du von dort weg?« flüsterte Cabal.
»Wir werden es schaffen.«
Shango drückte die Luke auf. Kalte Luft floß ihnen entgegen. Sekunden später standen sie im Freien. Cabal taumelte zur Seite. Er hatte das Gefühl, einen Schock zu bekommen. Die frische Luft war nach so langer Zeit etwas völlig Neues. Er breitete die Arme aus, betrachtete den dunkler gewordenen Himmel und fing an zu lachen. Allerdings nicht sehr laut, er wollte niemand aufmerksam machen.
Shango kümmerte sich nicht um ihn. Sein Interesse galt der hohen Mauer, die das Dach umschloß.
Sie war wirklich sehr hoch und konnte von keinem Ausbrecher bezwungen werden. Außerdem bestand sie aus glattem Beton.
Cabal ging auf seinen Bruder zu. »Ich will ja nicht drängen, aber was willst du hier? Schau dich um. Das ist wie ein Gefängnis, nur ohne Decke.«
»Wir werden von hier fliehen.«
»Wie?«
»Laß es mich machen.« Shango schaute Cabal sehr ernst an. »Laß es mich nur machen, Bruder. Ich habe alles im Griff. Ich bin nicht umsonst erschienen, denn in mir steckt die Kraft des großen Götzen. Sie hat mich am Leben erhalten, sie wird uns auch weiterhin begleiten, denn ich habe den Weg in die Schattenwelt gefunden.«
Cabal lächelte. Die Worte hatten ihm gefallen. Er vertraute Shango voll und ganz, der nun seine Arme hob und die Waffe querhielt. An der Spitze klebte noch das Blut der Opfer, was ihn nicht weiter störte. Er verlangte, daß Cabal die Waffe ebenfalls anfaßte.
Er tat es und konnte dabei ein Zittern der Finger unterdrücken. Obwohl es nicht zu kalt war, fror er, denn er wußte, daß beide dicht vor einem Experiment standen.
»Bist du bereit, Cabal?«
»Wozu bereit?«
»Zum Schatten zu werden.«
Für einen Moment hatte es Woorie Cabal die Sprache verschlagen. »Du meinst… du… du meinst, ich soll wirklich zu einem Schatten werden und dabei in sein Reich eintauchen?«
»Ja, in Macumbas Reich. Er ist es doch, der auf dich wartet. Er will dich haben…«
»Aber wieso…?«
»Nur er kann uns retten.«
»Bin ich denn würdig genug?«
»Ja, denn du bist mein Bruder. Ich habe die Kraft der Finsternis

gefragt, sie hat dich beobachtet, sie will, daß wir beide ihr immer und ewig dienen. Ich habe die Weihen empfangen, du wolltest sie auch bekommen, aber es ging nicht. Und so habe ich gebeten, daß meine Weihe auch für dich gelten soll.«

Cabal zitterte vor Erwartung. »Haben es die Götter der Finsternis denn erlaubt?«

Sie stimmten zu.

Ein erleichtertes Lächeln huschte über das dunkelhäutige Gesicht des Mannes. Plötzlich fühlte er sich befreit. Alle Zwänge waren verschwunden. Er liebte wieder das Leben, und er liebte Macumba, den Gott, den Götzen, die Kraft, die einfach da war, die aber niemand erklären konnte.

Macumba war der Motor, der Antrieb. Es mochte viele Namen dafür geben, aber Macumba war für sie der einzig Richtige. Macumba war sehr alt, Macumba war die Hölle, war das Opfer, war der Tod und Leben zugleich - und Macumba war Magie.

Nur wenige Auserwählte beherrschten sie, und zu diesen Personen gehörte auch Shango.

»Also?«

»Wenn Macumba mich will, ich bin bereit«, flüsterte Woorie Cabal. Er nickte noch einmal. »Ja, ich bin bereit, auch wenn ich nicht alle Weihen erfahren habe.«

»Sie werden von dir nachgeholt werden müssen.«

»Ich schwöre es. Wann soll ich es tun?«

»So bald wie möglich mußt du für neues Blut sorgen. Es gibt Männer, die wir töten müssen.«

»Ich kenne sie!«

Mehr brauchten die Brüder nicht zu sagen. Shango schloß die Augen. Obwohl er nur mit einem Lendenschurz bekleidet war und der Wind kalt über das. Dach wehte, fror er nicht. Keine Gänsehaut lag auf seinem Körper, und seine Stimme zitterte auch nicht, als er anfing, die Beschwörungen zu singen.

Es war mehr ein Sprechgesang, und die Texte kannten auch nur wenige Menschen. Sie wurden von Generation zu Generation von Eingeweihten weitergegeben, von Zauberern, Medizinmännern und Personen, die sich mit Macumba beschäftigt hatten und aufgestiegen waren.

Der Gesang umfloß beide Brüder wie eine akustische Decke. Er lullte sie ein, er ließ sie die Umgebung und auch die reale Welt einfach vergessen. Es war die Botschaft der Finsternis, es war Macumba. Nichts, aber auch gar nichts war in der Lage, die Kraft jetzt noch zurückzuhalten.

Cabal hielt noch immer den tödlichen Speer fest. Er merkte es nur nicht mehr, denn er hatte das Gefühl, ins Leere zu fassen und trotzdem

etwas zu berühren. Es war einfach die Schwebe zwischen der Realität und deren Auflösung, ein Zwischenstadium, von dem Cabal immer geträumt hatte, weil es ihn dem absoluten Glück näherbrachte. Nie hätte er daran gedacht, es so schnell zu erreichen.

Etwas passierte.

Shangos zweiter Schädel sorgte dafür. Seine Kraft floß auch in Cabals Körper. Er fühlte sich leicht, angehoben, er hörte das Singen seines Bruders weit entfernt und hatte dann den Eindruck, als würde sich sein Körper auflösen.

Er floß weg…

Cabal floß weg, Shango ebenfalls. Die Schatten waren gekommen, die Macht des Macumba, des Unerklärlichen, hatte sie erwischt, und was in all den langen Jahren gewachsen war, die Zeiten überdauert hatte, das trug nun Früchte.

Macumba half ihnen.

Die Schatten siegten über die Körper.

Beide Brüder verschwanden.

Es war auch höchste Zeit gewesen, denn als ein Suchtrupp auf das Dach stürmte, und die starken Strahlen ihrer Suchscheinwerfer die Umgebung erhellten, war von Cabal und Shango nichts mehr zu sehen.

Wieder einmal waren sie besser gewesen…

***

Das mußten auch wir einsehen, auch wenn wir uns noch immer ärgerten. Wir hockten in einem Raum zusammen, der so etwas wie eine Kantine sein sollte. Ein kalter ungemütlicher Saal, dessen Atmosphäre auch durch die an den Wänden klebenden Aktfotos der Superfrauen nicht freundlicher wurde. Fenster hätten dies möglicherweise ändern können. Sie gab es nicht. Statt dessen hatte man die Lücken in den Wänden dicht unterhalb der grauen Decke mit Glasbausteinen gefüllt.

Mußten wir uns Vorwürfe machen?

Nein, das nicht. Wir hatten wirklich alles versucht. Der ganze Bau war durchsucht worden. Jede Zelle, jede Ecke, eigentlich alles, und das Ergebnis war deprimierend.

Die beiden Brüder waren nicht da.

Suko, Abe und ich hockten an einem kahlen Tisch zusammen und tranken den dünnen und trotzdem bitteren Automatenkaffee. Keiner von uns sah glücklich aus. Wir stierten auf die braune Tischplatte und hingen unseren Gedanken nach.

Geredet worden war schon viel. Nun fehlten uns einfach die Worte. Zudem warteten wir auf Jorge Gulda, der sich noch einmal einem Suchtrupp angeschlossen hatte und es einfach nicht wahrhaben wollte,

daß aus seinem Bunker Gefangene entwischt waren.

Er hatte hier das Kommando, denn sein eigentlicher Chef befand sich irgendwo in den Bergen und machte Urlaub.

Die beiden toten Kollegen waren in einen Kühlraum gelegt worden. Sie würden am nächsten Tag abgeholt werden, damit man sie in ihren Heimatorten begrub.

Außer uns saßen noch drei weitere Männer in der Kantine, allerdings an einem entfernt stehenden Tisch. Sie waren so etwas wie eine Bereitschaft, die auch Nachtdienst hatte.

Und die Nacht war bereits angebrochen. Zumindest die Dunkelheit hatte sich ausgebreitet. Als düstere Glocke lag sie über dem Land und würde den beiden Flüchtlingen die nötige Deckung geben.

Wahrscheinlich hatten Shango und Cabal darauf gelauert, und ihre Rechnung war wunderbar aufgegangen.

»Akzeptierst du die Flucht?« fragte Abe. Er zerknüllte seinen Becher.

Ich wartete, bis die knackenden Laute verstummt waren und schüttelte den Kopf. »Nein, ich akzeptiere es nicht, obwohl ich es tun muß. Wir werden es nicht hinnehmen können. Ich brauche nur daran zu denken, was sie alles getan haben, wieviel Blut in ihrer beider Namen vergossen wurde. Wenn ich mir das vorstelle, bekomme ich Angst.«

»Sie werden also weiterhin morden.«

»Sicher, Abe.«

»Und warum?«

Ich winkte müde ab. »Sollen wir darüber noch diskutieren? Ich weiß es nicht genau. Shango ist nicht mit menschlichen Maßstäben zu erklären. Hinter ihm steckt eine Macht, ein Dämon oder eine dämonische Größe, die irgend etwas mit Voodoo oder einem ähnlichen Zauber zu tun haben wird. Blutopfer«, murmelte ich und hob die Schultern. »Kennen wir das nicht von altersher? haben nicht viele Völker Blutopfer gebracht? Die Mayas, die Azteken, die Stämme im Norden oder die Menschen in den asiatischen Ländern. Es gibt sie bis heute, obwohl es uns schwerfällt, dies als ein Motiv anzuerkennen. Aber wir müssen uns damit abfinden.«

»Das will ich aber nicht.« Ohne daß es uns aufgefallen war, hatte Jorge Gulda die Kantine betreten und war an unseren Tisch getreten. Er holte sich einen Stuhl und nahm Platz. »Ich will es nicht akzeptieren, ich kann es nicht.«

»Hatten sie Erfolg?« erkundigte sich Suko.

»Ich habe natürlich alle Männer in Bereitschaft, die Überwachungsanlagen funktionieren wieder.«

Er lachte. »Plötzlich ist alles so wie früher. Es gibt mit der Technik keine Probleme mehr, und ich frage mich, wer daran gedreht hat.«

»Shango.«

»Das sagen Sie, Inspektor.«
»Sie nicht?«
»Ich kann es mir nicht vorstellen.«
»Weil Sie keine Magie akzeptieren.«
Gulda stierte ins Leere. »Magie, Magie?« wiederholte er murmelnd. »Was ist das schon?«
»Eine Kraft, die auch unser Leben zeitweise beeinflussen kann«, erklärte Suko. »Wir müssen uns damit abfinden, daß Shango es geschafft hat, Cabal nicht nur zu befreien, sondern auch aus diesem Komplex hier herauszuholen.« Suko blickte mich an. »Du hast ihn doch mit all seinen Vor- und Nachteilen erlebt.«
»Mehr Nachteile waren es.«
»Wie soll ich das verstehen, Mr. Sinclair?«
»Ich hatte mit Shango eine Begegnung und habe festgestellt, daß er fähig ist, sich zu verwandeln.«
»In was?«
»In einen Schatten!«
Gulda beugte sich vor, obwohl ihm dieses Phänomen nicht unbekannt war, fragte er: »Wie sollte so etwas geschehen können? Dafür muß es doch eine Erklärung geben, zum Henker! Ich… ich komme nicht zurecht.«
»Die Erklärung ist Magie.«
»Und die hat dieser Shango angewendet?«
»Nicht nur das. Er muß es geschafft haben, sie auch auf seinen Bruder zu übertragen, sonst wären ja nicht beide verschwunden. Cabal war noch nicht soweit. Er hat sicherlich den Weg dorthin eingeschlagen, deshalb auch die schrecklichen Morde, aber bis ans Ziel ist er noch nicht gelangt. Da brauchte er eben Shangos Hilfe.«
Nach diesen Worten schwiegen wir. Gulda sollte etwas Zeit bekommen, um zumindest einen Teil der Dinge zu begreifen, die ihn sehr beschäftigten, denn er sagte: »Irgendwo muß es doch weitergehen, nehme ich einmal an. Oder irre ich mich?«
»Nein, sicherlich nicht.«
»Und wie kann es weitergehen?«
»Sie werden auch weiterhin ihrer Magie dienen.«
»Das wissen Sie?«
»Ja.«
»Sind Sie dann nicht eine Gefahr für die beiden?«
Nicht nur ich lächelte nach dieser berechtigten Frage, auch Suko und Abe verzogen die Lippen.
»Das ist es genau, Mr. Gulda. Wir wissen Bescheid, wir sind eine Gefahr, und die Gefahr muß ausgeschaltet werden. Das ist ein Naturgesetz. Es ist aber auch unsere Chance.«
Gulda schwieg. Dann stand er auf und holte sich Kaffee vom

Automaten. Den Becher zwischen seinen spitzen Fingern balancierend kehrte er wieder zurück. »Dann wären Sie drei die idealen Lockvögel für die beiden Killer-Brüder.«

»Das hoffen wir«, sagte Suko.

Gulda bewegte sich derartig heftig, daß Kaffee überschwappte, seine Finger benetzte und ihn fluchen ließ. Er leckte die Finger ab. »Sie haben keine Angst?«

»Nein.«

»Aber Sie wissen doch, wie gefährlich Cabal und Shango sind. Die stehen, das haben Sie selbst gesagt, mit einer anderen Macht in Verbindung, und sie ist den Menschen über. Die kann Sie töten, vernichten, die kann sie fertigmachen und…«

»Wir sind gewappnet«, sagte der G-man. »Wenn die beiden überhaupt gestoppt werden, dann nur von John Sinclair und Suko. Ansonsten sieht es traurig aus.«

Jorge Gulda trank Kaffee, wir sahen ihm an, wie er überlegte. »Die beiden wissen das natürlich auch«, murmelte er. »Ich könnte mir vorstellen, daß sie auf Sie warten. Oder nicht?«

»Wir hoffen es.«

»Aber wo?«

Die Frage konnte keiner von uns beantworten. Wir hatten darüber schon gesprochen und waren der Ansicht, daß Shango und Cabal bereit waren, uns in eine Falle zu locken. Wann und wie das geschehen würde, darüber konnten wir nur spekulieren.

In diesen Bunker - so glaubten wir fest - würden sie bestimmt nicht zurückkehren.

»Sie sehen ratlos aus!« stellte Gulda fest.

»Nur bedingt«, erwiderte ich lächelnd. »Jedenfalls werden wir Sie morgen früh verlassen. Ich denke, daß Sie dann Ruhe haben werden.«

»Das will ich doch hoffen.«

»Wo können wir uns hinlegen?« fragte Abe Douglas.

»Nun ja, ein Hotel haben wir nicht gerade. Sie müssen schon mit einfachen Feldbetten vorliebnehmen.«

»Das macht uns nichts.«

»Wollen sie jetzt schlafen gehen?« Douglas schaute auf die Uhr. »Mitternacht ist fast vorbei, es wäre nicht schlecht.«

»Okay, wir bleiben in Bereitschaft.« Gulda stand auf und rückte seinen Stuhl zurück. »Ich werde vorgehen, kommen Sie bitte mit.«

Wir folgten ihm wie gehorsame Lämmer. Wenn mich jetzt jemand danach gefragt hätte, wie ich mich fühlte, dann hätte er als Antwort bekommen: »Wie ein nasser Lappen; der ausgewrungen worden ist.«

***

Der andere Morgen!

Nichts aber auch gar nichts hatte sich getan oder verändert. Wir hatten tatsächlich geschlafen, ich sogar sehr tief und war kurz nach dem Erwachen noch ziemlich benommen.

Es war Frühstückszeit.

Kaffee aus dem Automaten. Festes Brot sogar und Konfitüre, die nach nichts schmeckte.

Auch Jorge Gulda war schon auf den Beinen. Unter seinen Augen lagen dicke Ringe, als er zu uns an den Tisch trat. »Haben Sie schon mal nach draußen geschaut?«

»Nein«, sagte Suko. »Das ist ohne Fenster auch schlecht möglich.«

Gulda lachte. »Nebel, Gentlemen. Nebel, wohin Sie schauen. Aber das hat sich schon gestern abend angedeutet. Im Frühjahr und im Herbst müssen wir immer mit der Suppe rechnen.«

Es war zwar keine Hiobsbotschaft, aber fröhlicher machte uns die Lagebeschreibung auch nicht.

»Besteht eine Chance, daß sich die Suppe innerhalb kurzer Zeit auflöst?« fragte Douglas.

»Nein, nicht hier. Sie wird im Laufe des Tages wohl dünner werden, aber an eine völlige Auflösung ist wohl nicht zu denken.«

»Was soll's«, sagte Suko und hob die Schultern. »Wir müssen trotzdem durch.«

»Für die Brüder ist er ein Vorteil. Sie können sich anschleichen. Sie werden sich auch schon mit ihm vertraut gemacht haben, denke ich.«

»Stimmt, Mr. Gulda, trotzdem werden wir fahren.« Ich trank den Becher leer. »Und zwar so schnell wie möglich.«

Dieses dauerte noch knapp fünf Minuten, dann waren wir bereit. Gulda brachte uns bis zum Ausgang. Nebel hin Nebel her, ich war trotzdem froh, diesen Bau verlassen zu können, auch wenn ich die Welt wie durch verschwommene Brillengläser sah.

Die graue Suppe war wirklich dicht. Es gab nicht einmal Lücken, an denen wir uns hätten orientieren können. Der Nebel war wie ein breites Tuch vom Himmel gefallen und hatte alles verschluckt.

Von den kahlen Bäumen des in der Nähe liegenden Waldes sahen wir nicht einmal die Schatten.

Neben dem Wagen verabschiedete sich Gulda. »Sie werden mir ja Bescheid geben, wenn Sie die beiden gefaßt haben, denke ich.«

»Ja, drücken Sie uns die Daumen.«

»Mache ich doch gern, Mr. FBI.«

Abe grinste nur und stieg ein. Als er die Tür zuschlug, machte Gulda das Zeichen zum Sieg. Zwei seiner Finger bildeten ein V -. wie Victory. Der G-man startete.

Er hatte auch die Wischer angestellt, die putzten zwar die Scheibe frei von irgendeinem Belag, den Nebel aber konnten sie nicht vertreiben. Wir rollten an und ich hatte dabei den Eindruck, als

würden nicht wir fahren, sondern der Nebel sich bewegen. Er rollte auf uns zu, und die Lichter der Scheinwerfer reichten nicht aus, um ihn zu zerfetzen.

Abe sagte: »Es gibt nur eine Straße, Freunde. Auf ihr müssen wir bleiben. Wenn nicht, kann uns der Sumpf schlucken.«

»Darauf verzichte ich gern.«

»Aber erst die Straße finden«, sagte Suko.

»Das schaffe ich, keine Sorge.«

Abe und Suko saßen vorn, ich hatte es mir hinten bequem gemacht und drehte mich auch um.

Von Gulda war nichts mehr zu sehen. Selbst die Fassade des Bunkers war von der weißgrauen Suppe geschluckt worden. Der Knast schien sich aufgelöst zu haben.

Der G-man fuhr langsam und vorsichtig. Mehr als einmal fluchte er über das Wetter. Er war konzentriert, schaute immer wieder auf die für amerikanische Verhältnisse enge Straße und sah dabei zu, daß er auf der Mitte blieb.

Nebel, Wald und Sumpf.

Konnte es eine idealere Gegend für die beiden Brüder geben, um sich zu verstecken? Ich glaubte nicht daran, und ich rechnete auch damit, daß sie diese Witterung als Verbündete ansahen. So wie sie sich dank einer fremden Magie bewegen konnten, machte ihnen der Dunst bestimmt nichts aus.

Cabal war gefährlich, doch Shango war schlimmer. Er hatte den Weg auf die andere Seite gesucht und gefunden. Er war akzeptiert worden und stand voll im schwarzmagischen Glanz einer gefährlichen Kraft. Sie hatte ihn mit übermenschlichen Fähigkeiten ausgestattet. Wer schaffte es schon als Mensch, sich in einen Schatten zu verwandeln?

Über dieses Phänomen machte ich mir meine Gedanken. Welcher Schatten war es? Konnte es der Schatten sein, der bei Licht entstand, denn wo Licht ist, da war auch Schatten.

Damit wollte ich mich nicht anfreunden. Ich überlegte weiter und blieb an einem Begriff hängen, der mir gar nicht mal so schlecht gefiel.

Es war die Seele!

Jeder Mensch hat eine Seele. Ohne sie kann er nicht existieren. Doch es kommt immer darauf an, wie man diesen Begriff akzeptiert. Auch Shango hatte eine Seele, aber vielleicht war es ihm gelungen, sie abzugeben, sie zu verkaufen, wie es schon Dr. Faustus damals getan hatte, nur eben unter anderen Umständen.

Die Seele gehörte Shango nicht mehr. Er hatte sie an eine schwarzmagische Macht verscherbelt. Sie hatte sich möglicherweise selbständig gemacht und war sichtbar geworden, eben als ein Schatten, den auch ich inzwischen kannte. - Eine Theorie, mehr nicht.

Gewagt zwar, doch nicht unmöglich, denn dieses Wort akzeptierte ich nicht mehr.

Abe Douglas bremste.

Der Wagen stoppte, und diese negative Beschleunigung riß mich aus meinen Gedanken.

»Was ist passiert?«

Douglas und Suko drehten sich gleichzeitig um. Auf ihren Gesichtern sah ich die Anspannung. »Wir haben vor dem Wagen eine Bewegung gesehen«, erklärte Suko.

»Und?«

»Sie ist nicht einzuordnen.«

»War es ein Mensch?«

»Kann sein, John. Wir müssen auch mit einem Tier rechnen, das durch die bleichen Scheinwerfer angelockt wurde.«

»Ich fahre weiter!« entschied Abe.

Diesmal stellte auch ich meine Gedanken ab und paßte mit auf. Wir tasteten uns nur vor. Auf der Straße rollten wir auch weiterhin. Rechts und links sahen wir die Schatten der Bäume wie große, kahle Skelette, die uns begleiteten, als wollten sie uns den Weg in das Totenreich weisen. Mir waren auf der Hinfahrt die Bäume zwar aufgefallen, ich hatte jedoch nicht gedacht, daß sie so dicht am Straßenrand wuchsen. Manche Zweige waren auch gebogen. Wie gierige Finger hingen sie über dem Autodach, als wollten sie nach ihm greifen.

Ich zog mein Kreuz hervor, das ich um den Hals trug. Behutsam glitten die Kuppen zweier Finger über das Metall hinweg, aber ich spürte weder eine unnatürliche Wärme noch eine bissige Kälte. In der unmittelbaren Umgebung lauerte als keine Gefahr.

Daß sie nicht verschwunden war, daran glaubte ich fest. So einfach würden Cabal und Shango es uns nicht machen, nein, das kam überhaupt nicht in Frage.

Sie waren da, sie mußten es tun, denn sie wußten, daß wir die Feinde waren.

So krochen wir dahin.

Die Blicke nach vorn gerichtet, wo sich die Suppe immer mehr zusammengezogen hatte. Wir fuhren jetzt durch ein Sumpfgebiet, praktisch durch das Zentrum, denn zu beiden Seiten der Straße sah der Boden ungewöhnlich glatt aus.

Das lag allein an der Veränderung der Oberfläche, denn kein festes Gelände begleitete uns, sondern Seen oder kleine Teiche. Wenn wir jetzt abkamen, versanken wir.

Ich zuckte mit den Augen. Nicht etwa, weil mir etwas hineingeweht worden war, es lag einzig und allein an meinem Kreuz, das sich durch einen leichten Reflex »gemeldet« hätte.

»Achtung!« sagte ich.

Die Warnung hatte nicht dem gegolten, was tatsächlich geschehen war. Urplötzlich trat Douglas auf die Bremse. Er fluchte dabei und drückte den Körper gegen den Sitz.

Wir rutschten leicht - und hörten das Knirschen. Gleichzeitig wurde der Ford ziemlich unsanft von dem quer über der Straße liegenden Baumstamm gestoppt.

Abe hatte ihn zu spät gesehen, da reichte eine Sekunde schon aus, um zu kollidieren.

Wir standen und wußten, wem wir diesen Stopp zu verdanken hatten. Hier also wollten sie es austragen.

Wir hatten uns losgeschnallt, die Hände berührten die inneren Türgriffe, aber wir stiegen nicht aus.

Irgendwo in, der Nähe mußten sie lauern, und wir wollten zuerst sicher sein, daß wir nicht in den Tod liefen, wenn wir den Wagen verließen.

Das Warten zerrte an den Nerven. Suko und Abe hatten ihre Waffen gezogen, und es war mein Freund, der die Tür zuerst öffnete, noch einen Moment zögerte und sich dann einen Ruck gab, als er feststellen mußte, daß nichts geschah.

Auch Abe Douglas verließ den Wagen. Ich stieg als letzter aus. Der Nebel war überall. Er drehte sich wie ein feuchter kalter Schal um meinen Körper, von den Füßen angefangen bis hoch zum Hals. Selbst das Atmen brachte eine gewisse Beklemmung mit.

Der Baum lag quer über der Straße wie ein gefallener Riese, der mehrere seiner Arme ausgestreckt hatte. Wir hörten nichts. Die Umgebung wurde von einer absoluten Stille beherrscht. Sie drückte ebenso wie dieser verfluchte Nebel. Jedes Wort schien vergeudet zu sein, weil es sofort verschluckt wurde.

Suko und ich standen nebeneinander. Abe Douglas hielt sich auf der anderen Seite der Kühlerhaube auf. Er konnte ebensowenig etwas erkennen wie wir, fluchte leise vor sich hin, war aber davon überzeugt, daß wir beobachtet wurden.

Ich trat an den Rand der Straße. Über der Wasserfläche bewegte sich der Nebel fließend. Die Farbe des Wassers war nicht zu erkennen, wahrscheinlich bestand sie aus einem dunklen Grün oder Braun.

Auf der Oberfläche trieben Blätter und kleine Zweige.

Bäume wuchsen aus dem Sumpf in die Höhe und bildeten die gespenstische Kulisse. Wir vernahmen die krächzenden Schreie weniger Vögel, als wären sie auf der Flucht.

Wo waren sie?

Ich hörte das Klatschen. Das Geräusch war auch von meinen Freunden vernommen worden, denn beide schwangen herum und schauten an meiner Seite über das Wasser. Dort tat sich etwas.

Trotz der Schwaden sahen wir die Ringe, die sich nicht zu weit von

uns entfernt auf der Oberfläche gebildet hatten. Unter ihnen tat sich etwas, wahrscheinlich stieg jemand von dem Grund empor. Er würde bestimmt bald erscheinen, und meine Freunde richteten ihre Waffe in eine bestimmte Richtung.

Ich wußte, daß sie ebenso kalt waren wie ich. Immer wenn es darauf ankam, behielten wir die Nerven.

Ich beobachtete mein Kreuz. Ruhig hing es vor meiner Brust, als wäre es ein toter Gegenstand.

Das leise Plätschern warnte uns vor. Genau dort, wo die Ringe zu sehen waren, entstand in der Oberfläche ein Loch. Dort erschien ein Kopf. Beinahe lautlos, und genau dieser unheimliche Vorgang faszinierte uns. Es war kein menschlicher Kopf, sondern ein blanker Schädel.

In den leeren Augenhöhlen hatte sich das Wasser gesammelt. Es rann hervor wie schwarzer Schlamm, und augenblicklich spürte ich die Reaktion meines Kreuzes.

Es erwärmte sich.

»Ich jage Kugeln hinein!« keuchte Abe.

Das aber wollte ich nicht. »Nein, laß es. Wir müssen wissen, wieso er leben kann, was hinter ihm steckt.«

»Ich will ihn tot sehen.«

»Kannst du auch.«

Shango stieg aus dem Sumpf. Es sah so aus, als wäre er in der Lage, dem Nebel Befehle zu erteilen, denn genau dort, wo er den Sumpf verließ, zog sich der Dunst zurück.

Shango kam und mit ihm das Böse.

Ich spürte den Anprall beinahe wie einen Schlag. Es war die Kraft des anderen, die Botschaft der Finsternis, die mich traf und die Shango in einem Wort zusammenfaßte.

»Macumba…«

Er hatte es so ausgesprochen, daß zumindest mir ein Schauer über den Rücken rann, und auch Abe Douglas war irritiert. Fahrig wischte er über seine Stirn. Suko war einen kleinen Schritt zur Seite getreten, und wieder hörten wir den dumpfen Klang der Stimme, die sich der Umgebung angeglichen hatte.

»Macumba…«

Ich wußte jetzt Bescheid, auf welche Kraft sich Shango stützte. Macumba war einfach alles, es war allumfassend. Man konnte es als Finsternis ebenso bezeichnen wie als Hölle. Es war das Negative, und es wurde von zahlreichen Zauberern und Mystikern in Mittel- und Südamerika verehrt. Das reichte von Mexiko bis Brasilien. Dieser Zauber war einfach allgegenwärtig, doch es gab nur wenige, die ihn auch vollends begriffen. Dazu gehörte Shango. Er hatte alles Negative dieser Macht in sich vereinigt, denn Macumba war nicht böse. Ich

hatte erlebt, daß er mit dem katholischen Glauben vermischt wurde, besonders in Brasilien, aber hier war er schwarz und grausam.

Der Schädel strahlte die Botschaft aus. Sie hing in den Augen fest, die einen so ungewöhnlichen Glanz bekommen hatten. Sie waren im Prinzip blaß und bleich, doch das rötliche Schimmern hinter den Augenhöhlen sah aus wie frisches Fleisch.

Shango war bewaffnet.

Ich kannte diesen verdammten Speer, mit dem er auch mich hatte töten wollen, und jetzt hielt er ihn so, daß die Spitze noch gegen das Wasser wies.

»Was ist mit Macumba? Sag es mir!« Ich wollte ihn zum Sprechen bringen, ich mußte noch mehr erfahren.

»Ich habe den Zauber begriffen. Ich habe den Schädel eines Meisters aus der Höhle geholt und ihn mit mir verbunden. Dieser Kopf hat einmal einem Mächtigen gehört, jetzt hat er sich mit mir verbunden. Er ist der Urzauber, er ist der Seelenwanderer. Er spielt mit den Menschen, er spielt mit seiner Seele, er holt sie sich, er macht aus ihr einen Schatten und läßt den Körper konturenlos werden. Durch diesen alten Totenschädel habe ich die Macht erlangt, meine Seele zu beherrschen, ich kann sie lösen, und sie übernimmt die Herrschaft bei meinem Körper, so daß ich zu einem Schatten werde. Ich habe mich selbst unbesiegbar gemacht und werde herrschen können.«

Es gab für uns keinen Grund, ihm nicht zu glauben. Er stand noch im brackigen Wasser, er brachte sein eigenes Gesicht mit, aber er sank nicht tiefer. Er beherrschte die Kräfte der Natur, das ermöglichte allein dieser Macumba-Zauber..

War er Mensch oder schon Schatten?

Er hob die Waffe an.

Der Speer zeigte auf mich.

Da schoß Abe Douglas.

Er begleitete den Schuß mit einem Schrei und hatte uns damit überrascht. Die Kugel war auf den Kopf des Monstrums gezielt worden, traf ihn aber nicht, sondern hieb in seinen Körper, der für einen Moment zusammenzuckte. Die Arme flogen hoch, die Augen glühten auf, und bevor Suko und ich noch handeln konnten, sackte der Körper weg, und der Sumpf hatte ihn verschlungen.

Ich stand da wie ein begossener Pudel, Suko erging es nicht anders, nur Abe freute sich und lief vor bis zum Straßenrand. »Ich habe ihn erwischt, Freunde! Ich habe die Bestie erwischt!« Er wollte sich ausschütten vor Lachen, drehte sich um, schaute mich an, wirbelte dann zur anderen Seite und blickte Suko ins Gesicht.

»He, verdammt, was steht ihr da wie die Ölgötzen? Freut ihr euch nicht, daß Shango erledigt ist?«

Seine Hand zuckte vor und zurück. Er deutete auf das Wasser. »Der

Sumpf hat ihn verschluckt und wird ihn nicht mehr hergeben…«

»Bist du dir so sicher?« Suko hatte gefragt und mir das Wort aus dem Mund genommen.

Douglas lehnte sich mit dem Rücken gegen den Wagen. »Wieso nicht? Wir haben es mit unseren eigenen Augen gesehen. Die Kugel hat ihn vernichtet, dann ist er verschwunden.«

»Ja, verschwunden«, sagte ich.

Abe schlug mit der Faust auf das Autodach. »Warum redest du so komisch, John?«

»Weil es zwei gibt. Hast du Cabal vergessen?«

Abe rührte sich nicht, suchte nach Worten. »Na, ja«, sagte er schließlich. »Vergessen habe ich ihn nicht, aber was ist Woorie Cabal schon gegen Shango? Was der erreicht hat, wollte Cabal erreichen und hat es nicht geschafft. Den holen wir uns auch noch. Einmal haben wir es schon geschafft, und nun gibt es keinen mehr, der ihn befreit.«

»Abwarten.«

Suko hielt sich zurück. Er war sehr unruhig geworden. Er ging hin und her, von einem Rand der Straße zum anderen und schüttelte den Kopf, als könnte er gewisse Dinge nicht begreifen.

»Sie sind beide noch da!« sagte er schließlich und nickte mir zu. »Sicher.«

»Du bist verrückt«, sagte Abe. »Ich habe doch gesehen, wie Shango versank!«

»Glaubst du denn, daß es so einfach ist?« fragte ich den G-man.

Abe holte tief Luft. »Manchmal, John, ist es eben simpel…«

»Vorsicht!« brüllte Suko und hechtete gleichzeitig auf Abe Douglas zu. Er flog gegen ihn, und beide landeten auf der Straße und rutschten dort weiter.

Ich war ebenfalls zurückgesprungen und hatte in die Höhe geschaut. Er kam von dort.

Er hatte im Geäst eines Baumes gelauert, geschützt durch den Nebel, und er raste wie ein großer Todesvogel auf mich zu, der einen vorn angespitzten Ast hielt, als wollte er mich pfählen wie einen Vampir…

***

Die Unterlage war glatt, zu glatt. Das merkten auch Suko und Abe, die über sie hinwegrutschten und nicht viel unternehmen konnten, um diese Partie zu stoppen.

Sie glitten als Menschenbündel dem Straßenrand entgegen und auf den Sumpf zu.

Abe fluchte schon, bevor er mit dem Kopf zuerst in den Schlamm eintauchte.

Er drehte sich und wollte sich durch die Bewegung befreien, was er nicht schaffte, denn der Schlamm zerrte an ihm wie Leim.

Dann war Suko bei ihm.
Der Inspektor hatte sich gefangen und sich auch aufrichten können. Er sah, in welcher Klemme Douglas steckte, streckte ihm die Arme entgegen, um den Körper aus dem Sumpf zu ziehen.
Er schaute dabei nach vorn, der Blick erwischte die Fläche mit dem Nebel, und er sah innerhalb der grauen Schwaden die tanzenden Bewegungen einer bizarren Gestalt.
Shango?
Nein, nicht er persönlich.
Es war sein Schatten, der lebte. Schatten und Körper zugleich. Suko hatte es gewußt, und er wußte nun, daß Shangos Schatten bereit war, ihn und Douglas in den Sumpf zu zerren…
Ich war kein Vampir!
Ich wollte auch nicht gepfählt werden und rettete mich mit einem Trick.
Ich warf mich nach vorn und knickte gleichzeitig zusammen. Hinter der offenstehenden Beifahrertür des Wagens blieb ich hocken und wuchtete die Tür genau in dem Moment auf, als sich der fallende Körper in ihrer Nähe befand.
Cabal konnte seinen Sprung nicht steuern.
Er prallte so hart und wuchtig gegen die Tür, daß sie wieder zurückgeschleudert wurde und ich Mühe hatte, den Aufprall abzufangen. Cabal ging es schlechter, denn ich hörte ihn stöhnen.
Da stand ich schon wieder auf den Beinen, um mir den Mörder zu holen. Er kämpfte sich hoch.
Cabal bestand nur mehr aus Haß. Seine primitive, aber wirkungsvolle Waffe hatte er nicht verloren.
Noch immer wollte er sie mir in den Leib rammen, unternahm den Versuch auch, traf aber nur die Tür, die ich in seine Richtung gewuchtet hatte.
Der Aufprall knickte ihm den rechten Arm weg.
Ich setzte nach und hämmerte ihm in einem günstigen Augenblick die Handkante ins Genick.
Ich wollte Cabal nicht töten, ich wollte ihn lebend, er sollte wieder in den Bunker, er sollte für seine verabscheuungswürdigen Taten bis zum Lebensende büßen.
Der letzte Treffer hatte ihn erschüttert. Er saß in der Hocke, aber ich konnte ihn nicht greifen. Als ich zufassen wollte, bewegte er sich wieselflink, ließ sich fallen, rollte sich katzengewandt herum, schrie dann auf und schnellte hoch.
Diesmal hielt er den vorn zugespitzten Ast mit beiden Händen fest, ich trat ihn in den Leib.
Er gurgelte und taumelte zurück. Noch gab er nicht auf. Er fuchtelte mit seiner Waffe umher. Dieser Mann war kein Schwergewicht, er

glich einer Raubkatze, hatte allerdings seine Bewegungen nicht mehr unter Kontrolle.

Ich riß ihm den Ast aus den Händen. Damit hatte er nicht gerechnet. Als ich diese Waffe hatte, taumelte er auf mich zu - genau in den mörderischen Linkshaken.

Der hob ihn an. Und dann kam es mir vor, als wäre Cabal von einem Windstoß erfaßt worden. Sein zäher, ausgemergelter Körper tänzelte zurück, aber der Schwung seiner. Bewegungen war dahin.

Zudem war die Straße zu schmal.

Er geriet an den Rand.

Und da war der Sumpf.

Zwar eilte ich ihm noch nach, doch als ich ihn fallen sah, hörte ich Sukos Hilfeschrei.

Und der riß mich herum!

***

Abe Douglas und Suko kämpften gegen den Schatten!

Ich ließ mir eine Sekunde Zeit, um diese Szene trotz des Nebels sehen zu können.

Es stimmte also.

Shango war nicht vernichtet. Er war zurückgekehrt, er hatte sich im Sumpf erholen können, und es spielte dabei keine Rolle, was mit seinem Körper geschah.

Die Seele war wichtiger, denn sie beherrschte die unheilige Kraft des Macumba-Zaubers. Sie hatte die Funktion des Körpers sogar soweit übernommen, daß sie seine Gestalt angenommen hatte, die wie ein zackiges, dunkles Irrlicht über das Wasser tanzte und dabei war, meine beiden Freunde in den Sumpf zu zerren.

Suko hielt Abe fest, dessen Körper bereits zur Hälfte verschwunden war.

Aber der Sumpf gehorchte den negativen Kräften des Schattens. Er bewegte sich, er hatte sich aufgelöst in zahlreiche Arme, die Abes Körper umwickelten. Er lag auf der Seite, er hatte die Arme ausgestreckt, hielt den Kopf nur mühsam über Wasser, schnappte nach Luft, wurde von Sukos Händen an beiden Beinen gehalten, was auch nicht viel brachte, der Sumpf war einfach zu zäh und zu stark.

Der Schatten schnappte zu.

Es war unerklärlich, beinahe unmöglich, aber er schaffte es, die auf dem Wasser schwimmende Lanze zu greifen und sie so zu drehen, daß die Spitze auf Suko zeigte..

Wenn er Abe losließ, war der G-man verloren. Hielt er ihn fest, würde er von der Lanze aufgespießt werden.

Deshalb sein Schrei!

Ich handelte.

Nicht mit der Beretta, diesmal konnte und mußte mir das Kreuz helfen, in dem die Macht des Lichts ebenso konzentriert war, wie in Shangos Seele die Kraft der Dunkelheit.
Ich sprang auf den Rand der Straße zu, und ich brüllte die alles entscheidende Formel. Es war nicht wie in der Tiefgarage. Da war ich dazu nicht gekommen.
Nun sah es anders aus.
Die Schattenhand zuckte schon, als ich ihr die lateinischen Worte entgegenschleuderte.
»Terra pestem teneto - salus hic maneto!«

***

Selten war das Sprechen der Formel so wichtig gewesen wie in diesem alles entscheidenden Moment. Ich wollte das Licht, und ich wollte auch, daß es die Finsternis zerstörte.
Nein, ich war keine Lichtgestalt, auch wenn ich mir in den nächsten Augenblicken so vorkam, denn die strahlende Helligkeit rahmte mich ein wie ein Bild.
Sie war da. Sie breitete sich aus, und sie drang gegen den tanzenden Schatten vor, der nicht mehr dazu gekommen war, die Lanze zu schleudern, denn die Kraft des Kreuzes hatte ihn gelähmt.
Stand die Zeit still?
Es sah so aus, denn inmitten der Helligkeit schien eine Lücke gelassen worden zu sein, die haargenau die Umrisse des Killers Shango aufwies. Sie zeichnete sich ab. Sie war ein Stück Dunkelheit, sie war Schädel und Körper zugleich, aber sie war nicht mehr Mensch, nur die reine böse Macumba-Energie.
Ich sah den Knochenschädel.
Er blieb.
Der Schatten aber fiel zusammen.
Für mich sah es so aus, als hätte ihn der Sumpf verschluckt, über dem das Licht des Kreuzes wie ein breiter, aber auch sehr fahler Teppich lag, der es geschafft hatte, den Nebel aufzureißen und uns die Umgebung präsentierte wie ein Bühnenbild.
Es war geschaffen worden, um das Böse sterben zu sehen. Das dunkle Wasser, die kahlen Bäume im Hintergrund und dann der makabre Totenschädel der auf der Oberfläche schwamm und einfach nicht sinken wollte, als würde er sich gegen das Schicksal stemmen.
Den Körper gab es nicht mehr, auch nicht Shangos wahren Kopf, nur der Schädel war vorhanden, das Erbe des alten Macumba-Zauberers, das Shango übernommen hatte.
Am Rande bekam ich mit, daß Suko den schlammbedeckten Abe Douglas aus dem Sumpf zerrte.
Ich konzentrierte mich auf den schwimmenden Schädel, der mir ein

weiteres schauriges Geheimnis offenbarte und mir bewies, daß ich mich in meinen Überlegungen geirrt hatte.

Der menschliche Kopf des Shango war nicht vernichtet worden. Er hatte sich nur mit dem Totenschädel vermischt. Beide waren eine Symbiose eingegangen.

Der Totenkopf hatte Haare bekommen, die ihn an beiden Seiten wie ein schwarzer Vorhang bedeckten. Das Knochengerüst zeigte in etwa die Gesichtszüge des Mörders Shango, sogar ein roter Zungenklumpen zuckte im offenstehenden Mund.

Rötliche Augen, aber ein lippenloser Mund, dafür eine normale Nase, die dem Menschen Shango gehört hatte.

Es war eine grausige Performance, auf die ich schaute, aufgewühlt von den eigenen Gefühlen, die auch ich nicht immer im Zaum halten konnte. Ich zog die Beretta, noch war es hell genug. Das Licht stand auf meiner Seite und gab mir Schützenhilfe.

Ich zielte auf das Gesicht. Dann drückte ich zweimal ab.

Ich hatte dabei nicht weggeschaut, und so bekam ich mit, wie die Kugeln in die Mischung aus Menschen- und Totenschädel einschlugen, Knochen zerknackten, die Nase in kleinen Klumpen durch die Luft fliegen ließen und auch die Augen aus dem Schädel herausdrückten. Sie rasten wie kleine Bälle durch die Luft, klatschten in das Wasser und versanken.

Wie auch der Schädel.

Vielmehr dessen Reste, denn diesmal kannte der Sumpf bei ihm keine Gnade.

Er verschwand.

Das Licht löste sich ebenfalls auf.

Und Abe Douglas sprach aus, was auch Suko und ich dachten. »Dem Himmel sei Dank…«

***

Wir suchten trotzdem noch nach Woorie Cabal, aber wir fanden ihn nicht. Es gab keinen Hinweis mehr auf ihn. Der Sumpf hatte ihn verschluckt, und dort würde er auch bleiben. Nicht einmal mehr Wellen waren zu sehen, als wir die Strahlen der kleinen Leuchten über die Oberfläche hinweggleiten ließen.

»Es war sicher besser so für alle«, sagte Suko.

Ich enthielt mich einer Antwort.

Abe Douglas saß auf der Kühlerhaube und war in Gedanken versunken. Als wir zu ihm kamen, hob er den Kopf. »Ich denke, daß ich mal telefonieren werde.«

»Wen willst du anrufen?« fragte ich.

Er gab mir die Antwort, als er bereits im Wagen saß und nach dem Hörer des Telefons griff. »Jorge Gulda. Er und einige Männer sollen

kommen und den Baumstamm wegschaffen. Oder willst du das allein tun?«

»Erst wenn ich Supermann bin.«

»Das wird wohl keiner von uns je werden«, sagte Suko, bevor er seine Schuhe auszog und das Wasser auskippte…

ENDE des Zweiteilers